

Leutnant Sender

Blätter der Erinnerung für seine Freunde



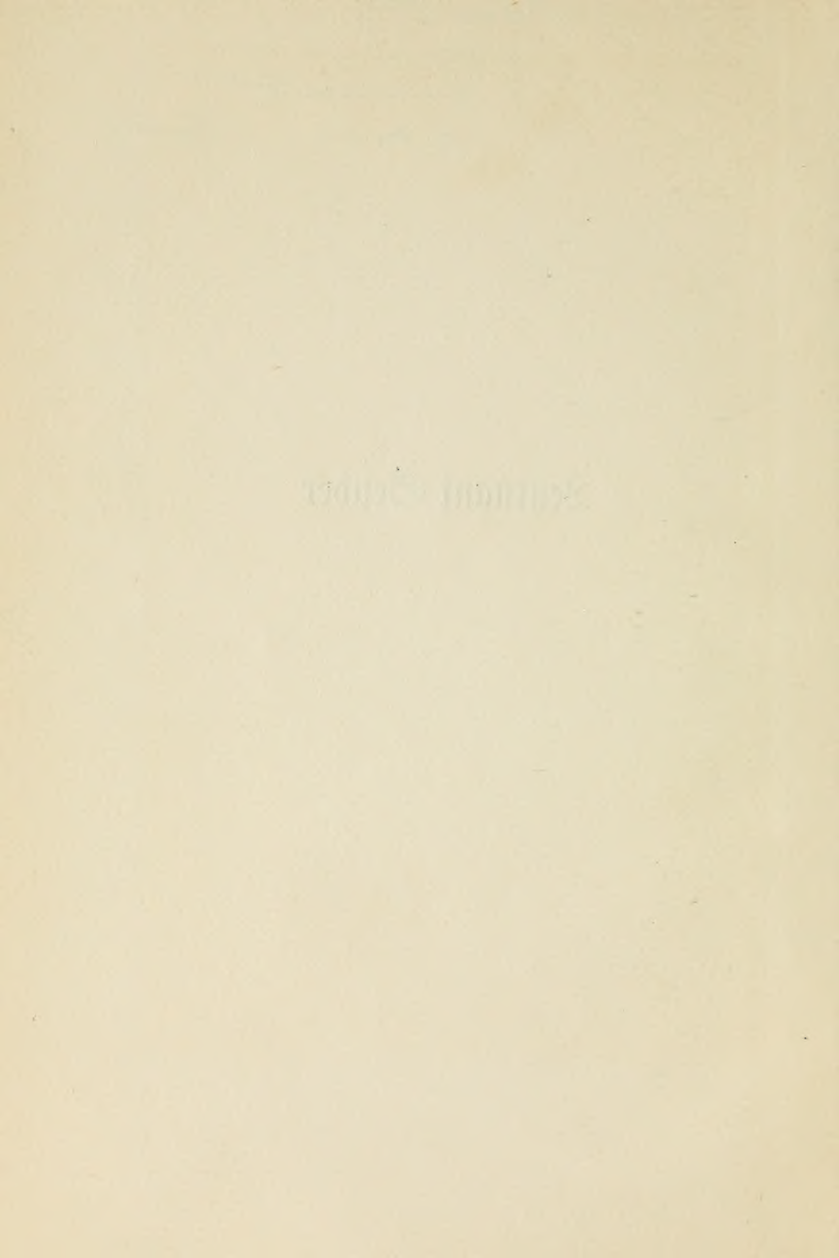
us seinen Feldpostbriefen zusammengestellt
von
Dr. M. Spanier



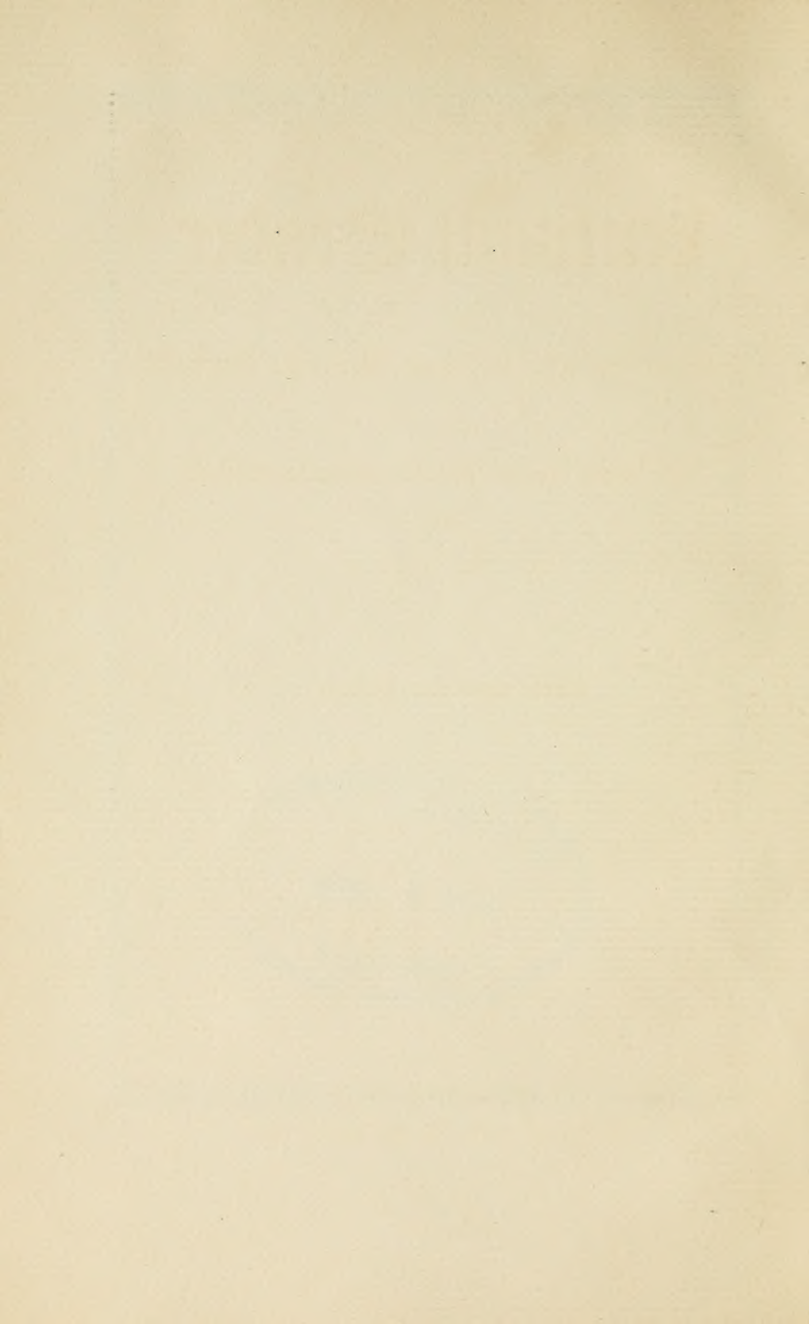


D. l. Kollegen Mann
z. Erinnerung an einen
gemeinsamen Freund
15. Okt. 22. [illegible]

Leutnant Sender







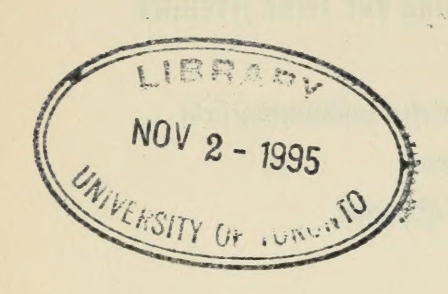
Leutnant Sender

Blätter der Erinnerung für seine Freunde

Aus seinen Feldpostbriefen zusammengestellt
von
Dr. M. Spanier

Dritte vermehrte Auflage

Hamburg 1916
Verlag von M. Glogau jr.



Zeilenguß-Maschinensatz und Druck
von Oscar Brandstetter in Leipzig.

An Gottfried Sender.

Es schläft der See im Abenddämmerlicht,
Und heimlich singt im Schilf ein Schlummerlied.
Wie Träume ziehn die Fischlein durch die Flut.
Eins schnellt empor; da gluckst es leise auf,
Und Well auf Welle zittert zarte Kreise.
Am Horizont liegt eine Wetternacht;
Doch drüber schweben leichte rote Wölkchen
Wie Boten einer fernen, schönern Welt.
Und Erd und Himmel hauchen: Friede! Friede!

Da zuckt es hell, ein Blitz, ein fernes Grollen —
Und jäh versunken ist der Friedenstraum.
Und aus dem Dämmernebel kommt's geschritten
In Feldgrau, jugendleicht, das Antlitz bleich,
Die Stirne schwer wie von Erinnerungen,
Der Mund entschlossen, herb, doch hell die Augen,
Und beide Kreuze auf der Brust.
„Kennst du mich, Träumer?" „Freund, ob ich dich kenne?
War nicht dein letzter Gruß: ‚Mir singt die Schlacht;
Ich sterbe freudig für mein Vaterland!'?
War nicht dein letztes Wort: ‚Sprung auf — marsch,
marsch!'?
Und Weh und Wut durchbebte deine Leute.
Ach, daß du nicht als Sieger heimgekehrt!"
Da blickt er lächelnd, vorwurfsvoll mich an:
„Siegt ich denn nicht? Bin ich denn nicht daheim?
Beklagt mich, Freunde, nicht, beneidet mich!" —
Und in den Dämmer taucht er still zurück.

Jakob Loewenberg.



Einleitung.

Es ist die Aufgabe dieses Büchleins, das Bild eines im tiefsten Sinne des Wortes liebenswürdigen Menschen festzuhalten. Wir möchten, auch wenn die Zeiten wechseln, ihn nicht aus dem Auge verlieren, und unsere Kinder sollen sich seiner vorbildlichen Art noch freuen.

Aus den Briefen, die er aus dem Felde an einige Freunde gerichtet hat, gestaltet sich sein Bild unmittelbar. Zugleich durchleben wir seines Daseins stolzeste Zeit und sind Zeugen seines Wachsens zur Heldengröße.

Als Held gehört er zu der großen, unermeßlich großen Schar deutscher Jünglinge und Männer, die in diesem Weltringen, für die Heimat heilig erglühend, rücksichtslos gegen sich selbst, im Dienste der allgemeinen Sache Leistungen vollbrachten, die das Maß des Menschenmöglichen zu sprengen scheinen. Alter Heldenruhm verblaßt vor der Summe dieses Opfermutes.

Unsere Freude, daß Gottfried Sender als Jude sich so herrlich im Heeresdienste bewährt hat, soll nicht verheimlicht werden. Aber wir verschmähen es, aus diesem Wirken irgendwelche Verallgemeinerungen zu Abwehrzwecken zu ziehen. Gegen Vorurteile einer gewissen Art kämpfen auch Tatsachen selbst vergebens. Haß und Vorurteil wollen wie Seuchen ihre Zeit zum Austoben haben. Nur gewollte Selbsterziehung mag sie scheuchen. Es bedarf wirklich nicht des schon populär gewordenen Hinweises auf die Makkabäereigenschaften. Die Anlage zum Heldentum ist der jüdischen Gemeinschaft von Urzeiten geschenkt und durch gegeschichtliche Ereignisse in einem Maße entwickelt, daß selbst

ein aufgezwungenes Sklaventum sie wohl verkümmern lassen, aber nicht vernichten konnte. Doch selbst in den dunkelsten Zeiten des Mittelalters konnte sich die Seele dieses Heldentumes, wenn auch nicht im Kriegerischen, so doch in einer stillen Größe gegenüber Anfechtungen gefährlichster Art bewähren. Denn was ist Heldentum anders als die freudige Hingabe der eigenen Persönlichkeit für die Idee, der man in unwandelbarer Treue ergeben ist? Jene geistige Richtung, die in der Religion des Judentums wegeführend war, der Prophetismus, ist im Grunde genommen nur der leidenschaftliche Kampf bis zum Hinopfern des persönlichen, ja fast des staatlichen Eigenlebens für die Ideen der Güte und Gerechtigkeit.

Diese altisraelitischen Tugenden konnten sich im Gemüte Gottfried Senders um so leichter entfalten, als er in einem Elternhause heranwuchs, in dem dieser Geist lebendig war. Hier übte ein Volksschullehrer, ein Muster treuer Pflichterfüllung, der für die Rechte seines Standes mannhaft Zeit seines Lebens kämpfte, die väterliche Zucht, glücklich ergänzt durch die Milde einer sanften, klugen Frau. All die guten erziehlichen Einflüsse enger wirtschaftlicher Verhältnisse übten ihre Wirkung auf eine Schar von Kindern, die durch Ordnung, Bescheidenheit und ehrenhafte Unabhängigkeit der Lebensführung zu treuestem Zusammenhalten gewöhnt wurde.

Sanfte Bescheidenheit und stille Zurückhaltung waren in Senders Herzen tief begründet. Aus seiner Zurückhaltung trat er nur heraus, wenn es galt zu helfen oder ein beleidigtes Recht zu versöhnen. Er kannte sich und seine Ruhe nicht, wenn er irgend einem Menschen in seiner

Not oder in seinen Mühen beistehen konnte. Bevor er zu seinem hohen Heldentum emporwuchs, hatte er ein schlichtes Heldentum bewährt. Aus den Fluten des Rheins rettete er mit eigener Lebensgefahr einen 11 jährigen Knaben. Die Rettungsmedaille wurde ihm verliehen, freilich nicht am Bande. Weil kein Zeuge der Tat gegenwärtig war. Nun, das macht die Tat nicht weniger achtungswert. Wie dieser Treueste der Treuen seinen Verwandten und Freunden beistand, wo er nur konnte, wie er ihnen auf jegliche Art Freude zu machen suchte, das braucht hier nicht einmal angedeutet zu werden.

Er hatte einen leidenschaftlichen Hang zur Gerechtigkeit. Seinem geraden Wesen waren krumme Wege und Winkelzüge verhaßt. Der sonst so Sanfte konnte bis zur Brutalität hart sein, wenn es galt, eine Ungerechtigkeit zu bekämpfen. Das derbste Wort schien dem bescheidenen Manne, dem in Sachen des Rechts alles Diplomatisieren zuwider war, auch vor Hochgestellten nicht stark genug, um seine ganze Verachtung ungerechten Verhaltens zum Ausdruck zu bringen. „Es war immer eine reine, gesunde Freude, mit diesem innerlich so untadeligen Manne umzugehen. Ich kann sehr gut verstehen, daß er in seiner Hartnäckigkeit für das Grade und Offene, das Ehrenhafte und Anständige andere vor den Kopf stoßen konnte. Er tat es nie, um zu kränken, und ich meine, wer seine Art erst erkannte (und die Sauberkeit seines Handelns konnte jeder sehen), ohne bösen Willen mußte der wissen, daß keine Überzeugung ehrlicher und freier von Kränkung je vorgebracht wurde." (Prof. Fr. Tobler in einem an mich gerichteten Briefe.)

Ein starker Wille ließ ihn Schwierigkeiten überwinden. Mit guten Gaben von Natur beschenkt, mußte er ehrlich erarbeiten, was sein werden sollte. Der überquellende Reichtum seines Gefühlslebens bedurfte scharfer Zügelung, um zur Klarheit zu kommen. Sein steter Fleiß, sein unbeirrbares Streben nach Vervollkommnung auf sittlichem und wissenschaftlichem Gebiete war tief und sicher verankert in seinem Pflichtgefühl.

Aus dieser Artung seiner Persönlichkeit ergab sich von selbst auch sein Heldentum im Kriege. In leidenschaftlicher Liebe war er der deutschen Heimat und deutschen Kultur ergeben. Er sah beide bedroht. Klar hatte er das Recht seines Landes auf Leben und Gedeihen erkannt. Neider wollten es vernichten. Da trieb ihn das Pflichtgefühl, das er, wie er bezeichnend in einem Briefe sagt, „vielleicht etwas tiefer erfaßte". In diesem gewaltigen Ringen der Völker auf Leben und Tod erschien es dem deutschen Manne nicht ausreichend, nur seine Schuldigkeit zu tun. Nein, alles, was zu leisten in unserer Macht steht, gehört dem Vaterlande. Alle sittlichen, geistigen, körperlichen Kräfte in höchster Anspannung müssen dem e i n e n Ziele dienen, die von Gefahren umstarrte Heimat wieder glücklich zu sehen. Bis zur freudigen Selbstaufopferung muß jeder seine Pflicht tun. So dachte Gottfried Sender. Er hatte ein gerechtes, gütiges, starkes Herz für sein Land. Und gab es hin.

Einige Tatsachen seines äußeren Lebens sollen hier vermerkt werden.

Am 18. März 1882 wurde Gottfried Sender zu Tholey, Kreis Ottweiler, geboren als Sohn des Lehrers German

Sender und seiner Frau Pauline, geb. Wolf. Von seinem 6. bis 13. Lebensjahre besuchte er die Elementarschule des Vaters und nach dessen Tode die katholische Volksschule in Tholey. Ostern 1897 wurde er Schüler der Präparandenanstalt und Ostern 1899 wurde er in das Seminar der Marks-Haindorfschen Stiftung in Münster in Westfalen aufgenommen. Am 15. Mai 1902 bestand er die erste Lehrerprüfung. Bis zum Schluß des Halbjahres wurde er als Hilfslehrer an der Seminarschule der Marks-Haindorfschen Stiftung beschäftigt. Von Oktober 1902 bis Oktober 1904 war er Lehrer der jüdischen Gemeinde in Werl. In der Zeit vom 20. bis 24. September legte er die 2. Lehrerprüfung zu Hilchenbach ab und trat am 1. Oktober 1904 in das Infanterie-Regiment Nr. 13 zu Münster, um seiner Militärpflicht zu genügen. Am 1. Oktober 1905 wurde er zunächst als Präparandenlehrer an der Anstalt angestellt, an der er selbst ausgebildet worden war. Er wurde endgültig als Seminarlehrer angestellt, nachdem er im November 1908 die Mittelschulprüfung in Mathematik und Naturwissenschaften und am 9. November 1909 die Rektoratsprüfung abgelegt hatte. Auch der Turnlehrerprüfung unterzog er sich mit Erfolg. Daß er fechten gelernt hatte, kam ihm noch einmal gut zu statten.

Um sich gründlich auf die Maturitätsprüfung vorzubereiten, gab Sender am 1. Nov. 1911 seine Stellung auf *).

Als jedoch die Stelle eines Lehrers der Naturwissen-

---

*) Von Oktober 1900 bis Oktober 1911 leitete ich die Anstalten der Marks-Haindorfschen Stiftung. Gottfried Sender war Seminarist der 2. Klasse, als ich das Amt übernahm. Mitschüler und Lehrer hatten ihn gern. Ich sehe noch das Leuchten seiner guten Augen, wenn ich

schaften und Mathematik Ostern 1912 an der jüdischen Lehrerbildungsanstalt in Berlin frei wurde, bewarb er sich um dieses Amt und erhielt es. Die Maturitätsprüfung bestand er im Herbst 1912.

Um seine Ausbildung in den Fächern, in denen er hauptsächlich unterrichtete, zu vertiefen, hatte er bereits als Seminarlehrer in Münster eifrig die naturwissenschaftlichen Vorlesungen an der dortigen Universität besucht und an den Übungen und Exkursionen sich beteiligt. Die Professoren Zopf, Correns und Tobler waren seine Lehrer. Im folgenden führe ich einige Stellen an aus einem Briefe Prof. Fr. Toblers (zur Zeit Oberleutnant bei einem Garde-Regiment). Auch in diesem Falle ist — wie es in Senders Art begründet war — aus einem Schüler ein Freund geworden. . . . . . „Näher trat er mir, als ich im Winter 1908—09 zum ersten Mal ein physiologisches Praktikum und ein Kolloquium abhielt. Das letztere fand in meiner Wohnung statt, und es nahmen nur 3 Herren und meine Frau und Kollegin daran teil. Es wurden Vorträge im Anschluß an neuere Facharbeiten gehalten und darüber

an den Freitagabenden im Seminaristenzimmer versuchte, frei von jeglichem unterrichtlichen Zwang, den Sinn für die Herrlichkeit deutscher Art und Kunst in Bild und Schrifttum zu wecken. Und wie hingebend empfänglich war der Sinn! Aus einem besonderen Anlaß hat er mir — das sah dem Treuen ähnlich — mitten in einer Zeit gefährlichster Kämpfe dankbar darüber geschrieben. Schon nach seinem ersten Wirken als Lehrer an der Seminarschule konnte ich im September 1902 (nach den Akten) bezeugen: „Er hat in seiner stillen, bescheidenen und treuen Art mit nachhaltigem Eifer und gutem Erfolge sein Amt versehen und ist uns allen ein lieber Mitarbeiter gewesen." Und als er dann wiederkam und im Verein mit gleichaltrigen, strebsamen und jugendlich heitern Kollegen in wundervollem Einklang wirkte, ward aus dem Schüler ein wertvoller Helfer und Freund.

gesprochen. Er war wie in allem an der Universität natürlich eifriger und reifer als andre und hat darum auch die bescheidene Veranstaltung sich weit mehr zunutze gemacht als andere, und als es meiner Anleitung entsprach. Wir blieben von da an in Beziehungen; ich freute mich seines stets wachsenden Interesses, und wir begegneten uns in pädagogischen Beobachtungen öfter und gern ... Als ich im Winter 1910 im Anschluß an eine schwere Krankheit und in Begleitung meiner Frau zur Kur fort war, hat er mich auf meinen Vorschlag im mikroskopischen Praktikum bei Professor Correns mit großem Geschick zu ersetzen verstanden. Ich wußte, er tat es gern; aber ich wußte auch, er tat es gut .....

Uns hat gerade damals in schwierigen Zeiten und in unserer kleinen Sphäre nichts so viel gegolten als dieser Mensch, dem man helfen konnte, der sich so trefflich helfen ließ, und der eben dadurch uns am besten half .....

Wie groß die Lücke sein wird, wird auch mich die Rückkehr in normale Verhältnisse erst lehren, wenn sie mir noch vergönnt ist. Daß er darüber weit hinaus einem selbst helfen konnte, den Glauben an Anstand und Zartheit, Güte und Gradheit nicht zu verlieren, das weiß ich schon heute."

In Berlin setzte Sender seine Universitätsstudien fort, soweit die Erfüllung der amtlichen Pflichten ihm Zeit ließ. Auch philosophischen Studien wandte er sich zu. Im Herbst 1914 gedachte er zu promovieren. Die Vorarbeiten zur Niederschrift seiner Dissertation über den Neovitalismus hatte er abgeschlossen. Da brach der Krieg aus.

* * *

Northeim, 9. 8. 1914.
S.*)

Liebe Freunde,

die Fahrt ist lang und heiß. Man sehnt sich nach Tat. Wohin der Weg, wer weiß. Wir müssen alles geheimhalten. Die Verpflegung unterwegs ist überreich; alles wird gegeben mit einem Ausdruck der Begeisterung, die das Rote Kreuz, den Vaterländischen Frauenverein beseelen. In Zukunft müssen Sie sich mit kleinen Mitteilungen begnügen. Alle 14 Tage hören Sie, ob ich noch lebe. — In einigen Tagen geht's an den Feind, und wenn die blauen Bohnen pfeifen, dann „Adieu, Luise, wisch ab dein Gesicht!"

Denken Sie alsdann

Ihres Sie herzlich grüßenden
Sender,
Gefreiter im Res.-Inf.-Reg. . . .

Hasselt, den 21. 8. 1914.
F.

. . . Wir haben fürchterlich anstrengende Tage hinter uns, und Sie würden sicher den Briefschreiber kaum mehr wiedererkennen. Ich sehe aus wie drei Räuber. Diese Nacht konnte ich zum ersten Male nach nun fast drei Wochen im Bette schlafen (d. h. ohne Kleider). Wenn sich Hitze, Staub und körperliche Anstrengungen miteinander zur Qual des Infanteristen vereinigen, dann ist's

*) Die Buchstaben unter dem Datum bezeichnen die Empfänger der Briefe: F = Falkenberg, G = Gutmann, K = Kellermann, P = Plaut, R = Gans, S = Spanier, T = Tobler.

fürchterlich. In den ersten Tagen ging's gut; am dritten Tage wollten die Füße nicht mehr recht. Es ging mir nicht allein so. Fast die ganze Kompagnie war fußkrank, die Füße voller Blasen und Löcher, so ging's weiter, immer weiter, ohne irgendeinen andern Gedanken, als „Ach, wenn's doch einmal zu Ende wäre!" Im Biwak ist's kalt. Um vier Uhr wird gewöhnlich geblasen; dann geht's wieder weiter. Es ist jammerschade um das schöne belgische Land. Ein großer Teil der Dörfer und Städte ist verwüstet, abgebrannt. Vor einigen Tagen mußte ich selbst mit ein Haus stürmen helfen. Wenn die Bewohner ruhig uns des Weges ziehen ließen, dann wär's ja gut. In einem Dorfe wurde einem unserer Soldaten ein Auge ausgeschossen. Ein Geistlicher hatte 70 Leute gesammelt, um uns in feindlicher Weise zu behelligen. Er wurde erschossen.... Gestern bekam ich den Befehl, die requirierten Wagen nach Visé zurückzubringen und dann der Truppe zu folgen. Hier in Hasselt bleiben wir über Nacht. Ob ich meine Truppe wiederfinde, das ist eine große Frage. Ich werde es versuchen oder mich einer andern Truppe anschließen. Heute kamen wir an den Feind, d. h. ich nicht. Aber ich sehne mich schon danach, einmal zum Schusse zu kommen. In Visé flog ja die Kugel eines Bürgers scharf an meinem Ohre vorbei. Es ist schrecklich, so aus dem Hinterhalt niedergeschossen zu werden....

Aerschot, 22. 8. 1914.
S.

Heute früh bin ich zu meiner Kompagnie zurückgekehrt, nachdem ich meinen Auftrag ausgeführt, Wagen zu dem

Etappenkommando Visé (auf dem Wege nach Aachen) zurückzuführen. Vor Visé wurden wir in der Nacht wieder angeschossen. — Hier im Norden, wo fast nur vlämische Bevölkerung wohnt, lebt's sich gut, Wein in Hülle und Fülle. Meine Kompagnie hatte 4 Tage ein gutes Leben. Sie bildete die Besatzung von Aerschot; ich lebte ein Vagabundenleben. Heute mittag geht's weiter nach Antwerpen. Dort werden wir wohl Stürmer sein. Wenn doch die schreckliche Hitze, die den Staub so aufwirbeln läßt, daß man seine Vordermänner nicht mehr erkennt und einem der Atem geraubt wird, vorbei wäre, dann wäre ich glücklich. Ich habe die letzten Tage vieles gesehen, so viel Unglück und Schrecknis, daß es mir das Blut erstarren machte. Die Bewohner hier sind vielfach von den Geistlichen aufgestachelt worden. Die Soldaten sollen mit den Soldaten Krieg führen, das ist selbstverständlich. Die Bewohner sollen dort, wo sie loyal sind, geschont werden. Ich habe auch sehr viele Beispiele solcher Schonung gesehen. Meist steht an den Türen: „Gute Leute, zu schonen!" oder: „Schonen, haben deutsche Soldaten bewirtet!" usw. Gestern abend sah ich ein altes Weib, in den Trümmern ihres Hauses sitzend, weinen.

Es geht mir im allgemeinen gut. Letzte Woche war ich völlig erschöpft. Sind wir erst mal vor Antwerpen, so werden wohl die Kugeln pfeifen; aber die Füße haben Ruhe. Wir liegen im Schützengraben, schieben uns langsam vor, es kommt zuletzt zum Sturm, und wenn mich nicht eine Granate oder, was mir lieber wäre, eine Kugel trifft, dann sehen wir uns vielleicht bald wieder. Das große Bild des Krieges wird Ihnen besser offenbar als uns, die

wir nur einen Abschnitt sehen und nur eine begrenzte, allerdings wesentlich unmittelbarere und wohl auch gefährlichere Anschauung haben. Sie machen sich kaum eine Vorstellung davon, wie ungestüm wir vorgehen. Wir rennen alles nieder. Wir kennen keine Not, nachdem der erste Schuß uns erbleichen ließ. Leben Sie wohl ....

Trois Fontaines, den 28. 8. 1914.
G.

Ich will Ihnen heute, da mir Zeit gegeben ist, noch schnell einen Brief, vielleicht den letzten, schreiben. Wir marschieren gegen Antwerpen. Heute morgen fühle ich mich wohl. Endlich habe ich mich mal wieder ordentlich waschen können; ich bin ein anderer Mensch! Wir haben schreckliche Tage hinter uns. Wie glücklich sind doch die, die direkt aus der Heimat bis in die Nähe des Feindes fahren können und nicht diese fürchterlichen Anmärsche mitzumachen brauchen! Ich glaube nicht, daß es einen einzigen Infanteristen gibt, dem nicht eine Kugel lieber gewesen wäre als diese Quälerei in Hitze und Staub. Die Kolonne wirbelt unendlichen Staub auf; der Vordermann bewegt sich als undeutliches Etwas; alle Gedanken sind verloren; die Brust beengt durch den schweren Tornister, saugt man mit geöffnetem Munde die durch Staub und Ausdünstung geschwängerte Luft ein, daß, wenn man den Mund schließt, einem die Zähne knirschen. Ein Fuß tritt vor den andern, und man ist froh, wenn die Füße wollen. Sie machten mir viel zu schaffen. Schon nach den ersten Tagen waren die Füße durchgerieben. Vorgestern mußte mir der Arzt die ganze Haut an den Hacken

abschneiden, daß das bloße Fleisch sichtbar wurde, und doch mußte man sich weiter schleppen. Es liegt manchmal mehr Heldentum in den Beinen, als wenn man in der Feuerlinie die Büchse führt.

Am selben Abend erhielten wir die Feuertaufe, obwohl wir selbst nicht zum Schuß kamen. Unser Bataillon hatte Wachtdienst; das Regiment war vorgerückt. Nach drei Tagen marschierten wir getrennt zum Regiment. Plötzlich gerieten wir mitten in den Feind hinein, von dem ein Streifen sich von Antwerpen bis zu unserem Standorte zog. Es war eine verzweifelte Situation: Von drei Seiten der Feind, nur eine Seite noch ein wenig frei. Zuerst glaubten wir, es seien unsere eigenen Truppen, schrieen Hurra, um uns zu erkennen zu geben. Da wurde unser Hurra schön empfangen! Die Kugeln pfiffen; aber nur ein einziger wurde verwundet. Alles zu kurz. Das Schlimme war, wir wußten im Moment noch immer nicht, waren's die eigenen Truppen oder der Feind? Im Laufschritt ging's rückwärts, ein Marsch, an den ich mein Leben lang denken werde. Schnell bezogen wir Schützengräben und wurden vom Feinde, der uns an unserer früheren Stelle vermutete, mit Artillerie und Maschinengewehren beschossen. Nur 600 m waren sie von uns entfernt, und zum ersten Male konnte ich nun die Granaten sausen und einschlagen hören. In aller Stille, nachts um 2 Uhr, wurden wir gesammelt; bei tiefster Dunkelheit rückten wir Schritt für Schritt nach der offenen Seite ab. Es ist schrecklich, einen Weg, den die Füße erobert, noch einmal machen zu müssen!

Wir kamen nach Löwen. Vorher hörte ich den Major noch sagen: „Gott sei Dank, daß ich mein Bataillon

wieder habe!" Es gehörte ihm tatsächlich nicht mehr. Wenn der Feind sich nicht über unsere Stärke getäuscht hätte, — er vermutete in uns die Spitze einer größeren Macht — dann wären wir in einem Wurstkessel zerrieben worden, besonders da wir Befehl hatten, auszuhalten bis auf den letzten Mann . . .

Wann wir hier weitermarschieren, das wissen wir nicht. Jede Stunde kann ein neuer Befehl kommen.

Wir haben unser Regiment gefunden. Endlich sind die Anmärsche vorüber und mit ihnen die schlimmsten Zeiten. Wir kommen dem Feinde näher, sind ihm schon ganz nahe; denn unser Regiment steht ziemlich weit vorn. Sie glauben gar nicht, wie mich das froh macht! Die Märsche schrecken mich, nicht der Feind. Wir werden Antwerpen belagern. Ein Belagerungskampf ist ja wohl der schrecklichste. Es werden harte Stunden werden . . .

30. 8. 1914.
S.

Schreiben Sie mir recht häufig; Sie glauben nicht, wie man draußen im Felde sich mit jeder Nachricht freut. Wir buddeln uns gerade ein. Noch sind wir ziemlich weit von Antwerpen entfernt. Der Feind versucht vergeblich durchzubrechen. An den Deutschen wird er sich den Kopf zerbrechen. Ich bin wirklich glücklich, vorm Feinde zu sein, damit die leidigen Märsche aufhören.

Vilvorde, 3. 9. 1914.
S.

Wenn mich nicht die quälende Ungewißheit, wie es zu Hause sein mag, dauernd beunruhigte, so würde mein augenblickliches Kriegsleben einer Erholung in Friedenszeiten

gleichen. Ich liege im Kurpark, neben dem Treibhause, esse Trauben, so ———— dick. Aber nicht ein einziges Zeichen läßt sich aus der Heimat vernehmen, und wenn am Abend im Biwak die Soldaten singen: „Nach der Heimat möcht ich wieder!“ dann streifen meine Augen den fernen Horizont und suchen die Heimat. Nach den furchtbar anstrengenden Märschen haben wir Tage der Ruhe. Natürlich muß der Krieger jeden Augenblick gewärtig sein, daß er zum Feinde gerufen wird, und der Ruf: „An die Gewehre!“ ist nicht immer klingende Musik; klingend nur dann, wenn man von dem Gedanken beseelt wird, es geht wirklich an den Feind. So war's die letzten Tage. Die Engländer waren in Ostende gelandet und wollten mit 10 000 Mann unsern Flügel umfassen. Wir wollten sie im Schützengraben mit „klingender Musik“ empfangen; aber sie kamen nicht. Die Division geht zur Ruhe. Die Kanonen schweigen, nur hin und wieder ein Schuß der Feldwache. Biwak. Nach kaum zwei Stunden Alarm. „Die Engländer sind im Anmarsch“, wird gemeldet. Doch wieder nichts. Am dritten Tage rücken wir ab. Der zweite war ein Sonntag. Der Feldprediger hält eine sehr schöne Ansprache. Sie meldet uns die Siege der Deutschen in Frankreich und an der russischen Grenze. Begeisterung überall. Kaum sind die Truppen zu halten. Auch wir wollen an den Feind. Nachts wieder Alarm. Endlich will er sich uns stellen. Die Artillerie baut einen Wald auf. Hinter dem Walde lauern die Kanonen, die über uns hinweg ihre Grüße den Engländern senden wollen. Noch liegen wir im Rübenfelde. Endlich: „Feind aller Waffen im Anzug!“ Wir erwarten ihn nicht mehr. Unser Regiment will ihm entgegen. In glühender Sonnen-

hitze ein anstrengender Marsch, quer durch Wiesen und Felder. Wieder halt. Alle übermüdet. Ich werfe mich, gerade wo ich stehe, hin. Es waren Brennesseln; aber ich merk's erst später. Nun weiter, weiter; aber der Engländer ist verschwunden. Er ist auf seine Schiffe geflüchtet; dorthin können wir ihm nicht folgen. Wir gehen zur Ruhe. Am 2. September bleibt das Bataillon im Biwak. Wir exerzieren, üben Ehrenbezeugungen; nach der Rückkehr wieder Alarm. Hier in Vilvorde, im Rücken unserer Armee, sind die Bewohner unruhig geworden. Sie haben auf Ulanen geschossen .... Nun liege ich hier und denke an meine Lieben und an meine fernen Freunde und laß es mir wohl sein. Wir haben's verdient. Welch anstrengende Tage wir hatten, das können Sie daran ermessen, daß unsere Kompagnie, die kriegsstark mit 250 Mann ins Feld zog, auf unter 200 gesunken ist. Einen haben wir in Aerschot begraben; viele liegen krank in Etappenstationen; manche sind nach Hause entlassen worden. Mir geht's jetzt sehr gut. Ich halt's gut aus. Wenn die Kräfte aufhören wollen, dann hilft der Wille weiter, und ich will nicht zurück. Nach dem Rücktransport, den ich als Begleitmann der zurückkehrenden Wagen führte, will ich um keinen Preis von der Kompagnie. Ich möchte recht bald wieder den Finger krümmen und mithelfen, daß wir alle nach Hause als Sieger zurückkehren.

September 1914.

S.

Nach durchfrorener Nacht. Im Biwak ist's elend kalt. — Sähen Sie hier die verbrannten Dörfer, die zerstörten Gehöfte, so würde sich Ihnen manchmal das Herz krampfen.

Da schießt so irgend ein fanatisierter belgischer Lump auf vorbeiziehende Soldaten; meist ist dann das Dorf verloren. Gestern mußten wir hier ein Haus stürmen, das solch einen Kerl beherbergte. Die Kugel pfiff mir gerade am Ohre vorbei. Die Wut der Soldaten ist unbeschreiblich. Wenn die Leute doch vernünftig sein wollten; es würde ihnen sicherlich kein Haar gekrümmt werden. Sämtliche männliche Einwohner eines Ortes sind gefangen nach Aachen fortgeführt.

Am 4. 9. 1914, vor Antwerpen.
R.

Lächelnd, unter tiefer Verbeugung vor den über mir platzenden Schrapnells, schreibe ich Ihnen diese Karte. Wir sind vorderste Linie und liegen bereits im Bereiche des ersten Forts von Antwerpen. Es ist bitter ernst geworden, und die ersten verwundeten Kameraden weisen einem die Schrecken des Krieges. Nur nicht zum Krüppel geschossen werden! Der Tod ist das kleinere Übel. Ich fürchte ihn nicht, ich sehe ihm fröhlich ins Angesicht.

(Nachschrift) 5. 9.

Notquartier! Herrlich, nach 17 Stunden Marsch, Gefecht und Abmarsch! Furchtbar ermüdet, aber es geht mir jetzt glänzend. Ich bin gut zu Fuß und den Strapazen, die, wie Sie sehen, nicht gering sind, durchaus gewachsen.

Ninove, den 9. 9. 1914.
P.

. . . Die Nachrichten werden ja wohl von Euch ausgetauscht. Da hast Du nun auch erfahren, daß wir mitgeholfen

haben, den Ausfall aus Antwerpen zurückzuschlagen. Wie ein Donnerwetter gingen wir drauf los, so scharf, daß wir unter die Forts von Antwerpen kamen und vor dem Schrapnellfeuer uns zurückziehen mußten. Nette Dinger, sage ich Euch! Das saust und kracht, daß einem beinahe die Luft vergeht. Halbtaub war ich; aber es war mir wie ein Gottesdienst. Ordentlich wohl fühlte ich mich. Daß ich ruhig bin, das weiß ich; daß ich aber so ruhig sein konnte, das wußte ich nicht. Die Belgier schossen in der Richtung vorzüglich, aber zu hoch — die Dinger kamen wie Erbsen herunter — oder zu weit. Nur das erste krepierte kaum 50 m hinter uns. Auf dem Wege dahin sah ich auch die ersten Schwerverwundeten, meistens mit Bauchschüssen. Eine Kompagnie war in Maschinengewehrfeuer hineingeraten. Jetzt sind unsere schweren Geschütze angekommen, und da wird's wohl für die Antwerpner lustig werden!

Das war damals ein langer Tag, von 1 Uhr nachts bis 10 Uhr abends. Jetzt marschieren wir südlich, wahrscheinlich nach Frankreich hinein. Der Landsturm macht uns frei für andere Aufgaben. Im Gefechte fühle ich mich wohler als auf dem Marsche, wenn ich die Strapazen jetzt auch sehr gut ertrage. Seit 3 Tagen bin ich Radfahrer beim Bataillon. Interessanter als in der Kompagnie ist der Posten. Gestern früh bekam ich die Aufgabe, festzustellen, wo sich das Ende der Fußartillerie befinde, der wir nachmarschierten. Nun hieß es losgondeln und suchen. Nachdem ich sie gefunden, wollte ich die Nachricht zum Bataillon bringen. Das Bataillon war abmarschiert. Nun mußte ich das Bataillon suchen, ohne Karte, nur mit

Kompaß. Es ist schrecklich, kartenlos — mitten im Satze wurde ich unterbrochen — als Radfahrer zum Bataillon. Ich hatte Befehle zu überbringen. Die Kompagnie ruht, und ich muß fahren! — Also es ist schrecklich, kartenlos umherzuirren. Die Bevölkerung spricht nicht französisch. Aus Englisch und Deutsch machte ich mir ein Holländisch zurecht. — Gestern hatte ich nicht weniger als 60 km zurückzulegen im rasendsten Tempo, so daß ich einen Herzklaps bekam. Heute bin ich noch müde. Hier habe ich ein glänzendes Quartier, das ich mir selbst aussuchte. Die Leute sind außerordentlich liebenswürdig und gastfrei. Diese Nacht geht's weiter, wohin, ja, wer weiß das? In Antwerpen hat man uns nicht nötig . . .

Werchter, den 14. 9. 1914.
G.

Ich weiß nicht, wer jetzt an der Reihe ist, den Brief zu erhalten. Da ich annehme, daß meine Freunde die Nachrichten gegenseitig austauschen, so ist es ja ziemlich gleichgültig. Augenblicklich bin ich beim Regiment, um den Befehl für unsere Kompagnie in Empfang zu nehmen. Fürs Bataillon kann ich ihn nicht entgegennehmen; denn seit dem 9. sind wir von ihm getrennt. Seit einiger Zeit bin ich zum Radfahrer kommandiert, da ich einigermaßen intelligent bin und vor allen Dingen gut schreiben und lesen kann. Angenehm ist der Posten keineswegs. Ich bin Tag und Nacht unterwegs bei Wind und Wetter. Vorgestern nacht mußte ich bei fürchterlichem Sturm und Regen von Brüssel aus die Division suchen, um dort einen Befehl zu empfangen. Der Weg war gefährlich, da ich beim Ab-

irren Gefahr lief, einer feindlichen Patrouille in die Quere zu kommen. Merkwürdigerweise hielten sich sämtliche Radfahrer bei dieser Aufgabe zurück; ich meldete mich freiwillig. Ich fand die Division; sie schickte mich zum Generalstabe nach Brüssel. Durchnäßt bis auf die Haut, wartete ich dort noch 2 Stunden, um dann zur Kompagnie zurückzukehren. Der Hauptmann meinte, es sei eine „brave Tat", Angst hätte ich nicht; der Befehl sei vorzüglich durchgeführt worden. Um halb 4 Uhr nachts — um 9 Uhr war ich abgefahren — kam ich zurück. Der Hauptmann gab mir seine eigene Decke, und morgens gab er den Befehl, mich nicht zu wecken. Das war sehr nett von ihm. Tagsüber schonte er mich in jeder Weise. Den Offizieren gegenüber muß er sich überaus lobend über mich ausgesprochen haben; der eine — ein Lehrer — erzählte es mir neulich.

Unsere Brigade hatte vorgestern ein großes Gefecht hier in der Nähe zu bestehen. Sie schlug den Feind zurück und warf ihn in den Vinner. Die . . Infanterie-Brigade und die Matrosen-Division waren ebenfalls beteiligt. Die Verluste sollen erheblich sein. Unsere Artillerie hat furchtbar gewütet. Auf meinem Wege hierher fand ich eine große Menge Belgier noch unbeerdigt auf dem Felde liegen; Pferdekadaver, Kleidungsstücke, Waffen, verbrannte Häuser zeichnen die Zerstörung des Krieges. Die Bewohner werden angehalten, die Toten zu bestatten. Jeden Augenblick höre ich drei Schüsse: unsere Toten werden beerdigt. Die Felder sind bedeckt mit Massengräbern. Wir waren vor Antwerpen, wo ich an einem Gefecht teilnahm. Dann rückten wir nach Süden ab; gestern waren wir in Brüssel und heute nahe bei Löwen. Wir warten vor Antwerpen,

bis unsere großen Brummer ihre furchtbaren Granaten werfen können. Dann stürmen wir die Stadt. Belgien soll der Stützpunkt unserer Armee werden. Der Krieg wird noch lange dauern. Hoffentlich bessert sich das Wetter. Diese Nacht schlief ich unterm Hochaltar der Kirche von Wakersell, 3 km von hier, wundervoll. Wie der Husar schlief ich auf dem Rücken und deckte mich mit dem Bauche zu. Ich bin guten Mutes. Die Strapazen überwinde ich beinahe spielend. Am wohlsten fühle ich mich, wenn die Kugeln mich umzischen und die Kanonen donnern. Ich weiß gar nicht, was das für ein Gefühl ist; es ist beinahe Wollust im Schmerze. Bis jetzt traf mich noch keine Kugel. Sie glauben nicht, wie schnell man sich an die Gefahren gewöhnt. Es gibt auch einmal einen Feigling unter der Gesellschaft; aber im großen ganzen sind unsere Leute tapfer, unaufhaltsam vorwärtsdrängend, die Säumigen mit sich reißend. Mit solchen Truppen muß der Sieg unser sein! . .

Schloß Wespelaer, den 19. 9. 1914.
K.

. . . Bis Mittag bin ich frei; dann radle ich nach Haecht, von da nach Werchter und melde mich beim Regimentsbureau. Sie möchten sicherlich gerne wissen, wie ich augenblicklich so in den Tag hinein lebe; denn ein In-den-Tag-Hineinleben ist's beinahe, da ich meist nachts hinaus muß, um dem Bataillon vom Regimente Befehle zu überbringen. „3. Bataillon!" Ich springe auf; die Befehle werden mir diktiert; schnell gürte ich Seitengewehr und Patronentasche um, werfe mein Gewehr um die Schulter, und

dann geht's los in Nacht und Graus. Grausig ist's manchmal des Nachts, wenn man allein durch die Leichenfelder rast und immer gewärtig sein muß, daß aus dem Hinterhalte irgendeine Kugel geflogen kommt. Aber daran denke ich kaum. Einmal wurde so auf mich geschossen; aber die Kugel zischte an mir vorbei. Schnell werfe ich mein Rad an die Seite und lege mich auf die Lauer. Vergebens! ich kriege den Kerl nicht vor die Flinte. Ich steige wieder gemütlich auf — ich mache alles mit Ruhe — und fahre weiter. Schrecklich ist das alles, wenn man daheim am warmen Ofen sitzt und sich so ausmalt, was man wohl machen würde, wenn auf einen losgeballert wird. Wir hier haben diese Nervosität und Zittrigkeit verloren. — Manchmal bin ich also Befehlsüberbringer, und manchmal bin ich Patrouille. Das ist interessanter, schon weil es gefährlicher ist. So kam ich schon einmal 200 m an die Vorposten heran. Ich fuhr im Zickzack zurück, als ich merkte, wo ich mich befand; nur mein Kochgeschirr bekam ein Loch. Und das ist schade! Da laufen so viele Kochgeschirr-Aspiranten (Hühner) herum, und die Suppe läuft aus. Nächstens werde ich mir ein anderes verschaffen. ... Bald geht's hier los. Antwerpen muß unser sein. Unsere Infanterie hat sich feste eingebuddelt, und unsere Artillerie beginnt das Feuer aus unsichtbaren Verliesen. Ich kenne durch meine Befehlsübermittelungen so ziemlich die Stellungen. ... Dieser Tage war ich dabei, wie unsere Kompagnie belgische Soldaten, die noch herumlagen, in ihren Schützengräben begrub. Da war auch ein Kommandant dabei. Neben ihm lagen Briefe, Briefe von seiner Frau. Waren die schön! Ich las sie den Soldaten vor. Da be-

kamen doch manche, die in der Kriegsarbeit roh geworden sind, Tränen in die Augen. Sie dachten an Weib und Kind. ... Ich gab ihm die Briefe mit ins Grab. — Ich denke an die Heimat. Nun schon sechs Wochen, beinahe sieben, und noch immer höre ich nichts....

Werchter, den 24. 9. 1914.
G.

... Weiß der Himmel, heute freue ich mich, Mitkämpfer zu sein! Die ersten Tage waren bitter, furchtbar, und ihre Schrecken können Sie ermessen, wenn Sie hören, daß auf diesen Märschen mehr als 50 Mann von der Kompagnie als krank zurückgesandt werden mußten, beinahe 400 vom Regimente. Ich hielt nur aus, weil ich mit wollte, wenn ich auch beinahe nicht mehr konnte. Heute überwinde ich die Strapazen spielend. Augenblicklich sind sie nicht sonderlich groß. Wir liegen vor Antwerpen. Die Truppen haben den sehnlichen Wunsch, es möchte bald losgehen. Vorgestern glaubten wir, es sei so weit. Jetzt, da ich Radfahrer bin, sehe ich doch etwas tiefer in den Gang der Ereignisse; jetzt verstehe ich auch, weshalb wir durch fast ganz Nordbelgien und weit nach Süden hinein marschierten, bald hier, bald dort Ortsunterkunft oder Biwak bezogen; ich verstehe auch die Verzögerung des Angriffs. Die meisten glauben, wir seien hier in erdrückender Übermacht den Belgiern gegenüber. In Wirklichkeit steht's so, daß, wenn die Belgier wüßten, wie gering wir an Zahl sind, dann müßten sie uns über den Haufen rennen. Wir erwarten Verstärkung. Heute früh sollte das .. Armeekorps eintreffen. Es kommt

noch nicht, weil es notwendig in Frankreich gebraucht wird. Wir zogen hin und her, um die Bewohner über unsere Zahl zu täuschen und alle Bewegungen zu verschleiern. Und doch wurden vorige Woche von einer geringen Truppenzahl 3 Divisionen Belgier blutig zurückgeschlagen. Hier in Werchter-Haecht erwarten wir den belgischen Angriff.

Vorwitzig, wie ich bin, war ich am Sonntag vor den Vorposten, hatte diesen Vorwitz aber beinahe mit dem Leben zu büßen. Unsere Stellungen sind wunderbar. Die Schützengräben — mit Unterständen — sind so gebaut, daß selbst der Major beim Aufsuchen den Eingang nicht finden konnte. Alles ist unterirdisch, selbst die Verbandplätze. Die Unterstände sind beinahe kugelsicher. Vor die offenen Schützengräben sind Kohlköpfe in Schützenentfernung gepflanzt. Im Gefechte werden die Helme aufgesetzt. Wieviel Kohlköpfe werden fallen? Hoffentlich wenig Schützen! Ich, als Meldereiter, bleibe über der Erde; aber nur den Verzagten holt der Tod ein! Ich konnte dieser Tage Unteroffizier werden; aber ich bat den Hauptmann, mich vorläufig Befehlsüberbringer sein zu lassen. Er erfüllte meinen Wunsch. Das Wetter ist schön, und es ist eine Freude, in der Nacht Befehle zu überbringen, wenn die Scheinwerfer spielen, und ihre Lichtkegel weithin das Terrain beleuchten. Vor Haecht fiel mich nur immer ein wütender Hund an. Heute am Tage habe ich mich von diesem „Feinde“ befreit . . .

Schloß Wespelaer, 18. 9. 1914.

S.

Meinen Humor, soweit ich überhaupt welchen besitze, habe ich wiedergefunden. Eigentlich habe ich ihn nie ver-

loren. Es war nur die furchtbare Marschanstrengung und die Übermüdung, die aus den Briefen sprach. Sie werden es verstehen, daß ein Soldat, der ran an den Feind will und immer und immer marschiert, den Feind erreicht, andern wieder Platz machen muß, ungeduldig wird. Der Infanterist ist am übelsten dran, und wenn Sie nach 25 km selten Fröhlichkeit bei uns finden, die innere Fröhlichkeit ist vorhanden; sie kann sich aber nur am Feinde äußern. Da haben es die andern besser. N. N. z. B. wird seinen Humor auf dem Protzkasten nie verlieren können. Wir jedoch, denen Körper und Füße wund sind, die wir im Staube kriechen, denen die Zunge am Gaumen klebt, und für die ein Wassertrunk bei der Hitze Reichtum ist, wir ersehnen dann lieber den Tod als diese Furchtbarkeit. Jetzt ist Ruhe. Meine Kompagnie liegt im Schlosse Wespelaer, und Sie sollten die Fröhlichkeit sehen! Sie äußert sich manchmal so laut, daß ihr Einhalt geboten werden muß. Wenn ich beim Regiment abgelöst bin, dann radle ich hin und träume zwischen Dahlien und verspäteten Rosen. Dann denke ich an die Heimat, an meine Lieben, an meine Freunde. Schreiben kann ich dann nicht. Den Schrecken des Krieges bin ich entronnen. Dann kommt wieder meine Stunde, und ich muß hinaus ins feindliche Leben, dorthin, wo mich Leichen anstarren und Massengräber, wo verwüstete Felder, Gärten und Dörfer von den Schrecken der letzten Kämpfe erzählen. Gestern verscharrte meine Kompagnie in den Schützengräben eine große Menge Belgier. Ich mag Ihnen nicht von den Verstümmelungen erzählen, die die Granaten und Schrapnells diesen Unglücklichen gebracht haben. Und doch ist mein Gefühl, das

vielleicht in den ersten Briefen noch laut sprach, verstummt. Ich sehe alles und sehe nichts; nur hie und da steigt ein altes Empfinden empor, wenn die Bewohner von Haus und Herd vertrieben werden, verjagt werden müssen. Bald werden hier wieder die Kanonen donnern. Sie sind uns im Wege, und alles, was hindert, das muß rücksichtslos entfernt werden. A la guerre comme à la guerre. Antwerpen wird uns noch viel zu schaffen machen; mancher wird sein Leben lassen müssen; aber was ist ein Einzelleben im Getriebe des Ganzen! Wir erfüllen unsere Pflicht; wir tun vielleicht noch mehr. Ungenannt und unbekannt werden wir vielleicht bald draußen liegen, wer weiß wo, verscharrt im Felde. Nur die Lieben daheim klagen um uns. Ich weiß nicht, ob meine Mutter meine Nachrichten erhält; ich habe bisher von Hause noch nichts erfahren. Das quält mich sehr. Um so mehr diene ich dem eisernen Muß, und wenn mein Hauptmann mich der Kompagnie als Vorbild der Unerschrockenheit und des Mutes hinstellt, so freut mich das, läßt mich jedoch ebenso ruhig wie bisher unter manchmal schwierigen Verhältnissen meine Pflicht tun, wie ich Ihnen das beim Abschiede auch gesagt habe.

Haecht, den 24. 9. 1914.
S.

Gestern hatte ich einen beinahe freien Tag! Ich hatte nur in der Nacht vorher einen Befehl zu überbringen. Dabei hatte ich Pech. Mein Rad wurde schwer krank. So mußte ich denn gestern dem „Belgier", wie unsere Räder heißen, zu Hilfe kommen. Fast den ganzen Tag mußte ich mich um ihn bemühen. Zuletzt half mir ein Mechaniker. Wir ver-

setzten das Ventil, und endlich, nach fast fünfstündiger Arbeit, konnte er wieder atmen; aber ich hatte beinahe nicht mehr Luft schöpfen können . . .

Vorige Woche konnte ich Unteroffizier werden. Aber dann hätte ich zur Kompagnie dauernd zurückmüssen. Das wollte ich zunächst nicht, solange wir hier liegen. Meine Kompagnie liegt in Wespelaer zur Bewachung der Division. Nur Wache schieben. Nichts für mich; das ist zum Dösigwerden. Ich will frische Luft um meine Nase wehen lassen, und da verzichte ich lieber auf die Tressen, die doch noch angenäht werden; denn mein Hauptmann will durchaus nachholen, was in Münster versäumt wurde. Wenn ich hin und wieder zur Kompagnie komme, gibt's ein Hallo. Kamerad Sender hier, Kamerad Sender dort! jeder will mir gefällig sein . . . Hier in Haecht liegt mein Bataillon. Hier erwarten wir den Feind . . .

Aus einem Brief an den Bruder.

Werchter, den 25. 9. 1914.

Mein lieber Walther, augenblicklich sind wir erhöht alarmbereit. Die Kompagnien sind draußen in ihren Schützengräben, erwarten den Feind. Ich erwarte Befehle, um sie zum Bataillon zu bringen. Diesen Brief werde ich gleichwohl zu Ende führen können. . . . Ich habe schon manches erlebt. In Aerschot entging unser Bataillon seiner völligen Aufreibung. Wir waren als Wache zurückgeblieben, marschierten zum Regiment und kamen mitten zwischen die Feinde. Deren Aufklärung muß mangelhaft gewesen sein. Wir hatten nur einen Verwundeten. Das Bataillon entzog sich seiner Umklammerung. Das

war wohl der schlimmste Marsch, den ich je mitgemacht habe, um zwei Uhr nachts, bei tiefster Dunkelheit, fast dauernd im Laufschritt. Erst vor Löwen machten wir halt. Von Löwens Brande hast Du in den Zeitungen gelesen. Der Anblick bleibt mir in seiner furchtbaren Großartigkeit unvergeßlich. Leider konnte ich ihn nur im Gedächtnisse festhalten. An demselben Tage griffen wir als Reserve ins Gefecht ein. Dann suchten wir das Regiment, fanden es in Grimbergen, wo wir fast acht Tage die Engländer, die in Ostende gelandet waren, erwarteten. Sie kamen nicht. Wir marschierten nach Westen, dann wieder nach Norden bis unter die Forts von Antwerpen. Wir halfen mit, den Ausfall zurückzuschlagen. Zum ersten Male ging da über uns ein Regen von Schrapnellgeschossen und Granaten nieder, fast alle zu hoch oder zu weit. Nur das erste Schrapnell platzte kurz hinter uns. Wir mußten wieder bei der Dunkelheit zurück, zogen wie Zigeuner nach Süden, Norden, Westen, Osten. Die Operationen waren uns allen unklar. Heute verstehe ich sie: Wir wollten den Bewohnern immer neue Truppen zeigen. In Wirklichkeit sind wir außerordentlich gering an Zahl.... Wir sind in sehr bedrohter Stelle. Dazu ist das Gelände außerordentlich schwierig. Überall Weide, von Buschwerk umgeben, Schußfeld häufig nicht mehr als 100 m.... Vorige Woche war ein hartes Ringen hier bei Haecht. Unsere Brigade schlug fast drei Divisionen zurück. Die Artillerie wütete aber auch entsetzlich unter den Belgiern, die schöne Stellungen inne hatten, aber von der Flanke Feuer erhielten. Die Verstümmelungen waren furchtbar, und als ich in der Nacht so allein das Leichenfeld durchfuhr, — es war grausig.

Das war wirklich eine Fahrt in Nacht und Graus, allerdings nicht die gefährlichste, die ich allein zu machen hatte. Aber wie leicht gewöhnt man sich an die Gefahr.... Jetzt haben wir ein wunderbares Wetter. Da macht's Radfahren beinahe Vergnügen. Jedenfalls ist's abwechselungsreich: Meldefahrer, Ordonnanz, Patrouille usw. Wir finden vielseitige Verwendung....

Lieber Walther, laß Dir's gut gehen, soweit es möglich ist. Du, nur einmal möchte ich noch im Bette schlafen, ein frisches Butterbrot essen; dann fühlte ich mich wie im Himmel. In den sieben Wochen habe ich nur zweimal im Bette geschlafen. Man wird so genügsam, und alles wird so selbstverständlich, als müßte es so sein. Es kann ja nicht anders sein, aber ich muß sagen, so gern ich zur Heimat, zur Arbeit zurückkehrte, ich ziehe in den Kampf für Deutschlands Existenz und Größe aus tiefster Freiwilligkeit, und in dieser Freiwilligkeit ertrage ich auch gern, ohne Murren alle Strapazen. Es wird Dir nicht anders gehen. Wo magst Du jetzt stecken? Meine Gedanken sind häufig bei Dir; ich begleite Dich auf Deinen Fahrten, wenn ich auch selbst auf gefährlichen Bahnen wandere.

Aus einem Brief an die Mutter.

Werchter, den 25. September 1914.

... Aber was heißt Gefahr im Kriege! Gefahr wird zur Alltäglichkeit, zur Gewohnheit; man achtet sie nicht, wie man Wunder nicht beachtet, obwohl sie täglich uns umgeben. Gefahr? „Dem Tod entrinnt, wer ihn verachtet; doch den Verzagten holt er ein!" Ich bin zudem

noch Radfahrer! Da holt er mich sicherlich nicht ein! Und selbst wenn? Ganz gewiß gehöre ich nicht zu denen, die Phrasen machen, denen der Heldentod fürs Vaterland höchster Wunsch ist. Ein Helden*leben* ist wahrlich vorzuziehen! Aber ich verachte den Tod. Er ist mir Pflicht, wie es das Leben ist. Er umgibt mich in der Pflicht für mein Vaterland, in dem Kampfe, den uns russische Barbarei und französische Rachegedanken aufgezwungen haben. Wär's ein Angriffskrieg, dann wäre dieses Gefühl der Freiwilligkeit nicht so stark in mir; aber es ist ein Krieg um unsere Existenz. Wir sind verloren, wenn wir verlieren. Aber wir werden gewinnen. Als wir zum ersten Male im Schrapnellfeuer lagen, da dachte mancher an Weib und Kind, und doch lebte in allen Soldaten der Gedanke: „Wir müssen siegen!" und dieser Wille treibt sie vorwärts. Ich bin nicht der Jüngste; aber ich war stets unter den Ersten. Der Krieg hier in Belgien ist schwierig, besonders die Belagerung von Antwerpen. Wir erwarten Verstärkung; sonst wäre Antwerpen sicher schon gefallen. Wären die Belgier Kerle, dann müßten sie uns längst über den Haufen gerannt haben; wir erreichen kaum die Hälfte ihrer Anzahl, und doch diese fröhliche Offensive unsererseits! Das ist Kraft! . . .

Das Eiserne Kreuz 2. Klasse.

(Nach dem mir vorliegenden Beglaubigungsschein wurde dem Gefreiten der Reserve Sender am 2. Oktober 1914 das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen.

Der Herausgeber.)

Ohne Datum.
P.

....Du hast recht vermutet: Das Eiserne Kreuz habe ich mir erworben. Es stecken mancherlei Abenteuer drin. Ich geniere mich ja niemals, auch meinen Feinden gegenüber nicht! Bei jeder Patrouille bin ich dabei, ganz gleich, zu welcher Tageszeit. Vom Regimente habe ich mich ablösen lassen. Der „gute Geist" ist zur Kompagnie zurückgekehrt. Mein Hauptmann ist reizend zu mir. Gestern abend habe ich mit ihm zu Abend gegessen. Er will mich nicht mehr loslassen zum Regiment. Heute abend wird's voraussichtlich zum Sturme auf ein Fort gehen. Gestern abend war's noch nicht sturmreif. Wie ich höre, muß ein 50 m breiter Graben durchschwommen werden; Drahthindernisse sind zu überwinden, Wolfsgruben usw. Es wird für mich ein schöner Augenblick sein, wenn ich mich zum Sturme freiwillig melden kann, schöner als die Stunden, die ich jetzt untätig unter Deckung erleben muß, wo über mir, hinter mir, vor mir die belgischen Granaten platzen. Angst habe ich verdammt nicht; aber scheußlich ist's; hier unten ist's fürchterlich. Wißt Ihr, die Patrouillen, die mache ich gern mit, und unter Gewehrgeknatter, Maschinengewehrfeuer und Schrapnellgeschossen habe ich mir das Eiserne Kreuz erworben. Mit meiner Meldung kam ich durch.

Ohne Datum.
S.

. . . ich bringe schnell die Postsachen der Kompagnie zum Bataillon. Da will ich Ihnen noch schnell ein paar Grüße senden. Wir stehen augenblicklich vor den Mittel-

forts. Die Außenforts sind gefallen. Das Artilleriefeuer ist furchtbar. Nächste Woche, sobald ich Zeit habe, sende ich Ihnen einen größeren Brief. Es geht mir gut. Eben kommt Meldung, feindliche Artillerie und Infanterie im Anmarsche.

Poulain, etwa 9 km vor Antwerpen, 9. 10. 1914.
G.

. . .Mein Bataillon liegt in einem jungen Eichenwalde. Die Sonne spielt durch die Zweige und beleuchtet ein friedliches Bild, wie unendlich friedlich im Vergleich zu den schrecklichen Tagen, die hinter uns liegen! Die Außenforts waren gefallen; unser Regiment rückte in die vorderste Linie. Der Feind hatte sich hinter die Nethe zurückgezogen. Vor Duffel liegen wir im Schützengraben, dem fürchterlichen Artilleriefeuer preisgegeben. Eine Patrouille erhält den Auftrag festzustellen, ob die Brücke über die Nethe zerstört ist. Ich schließe mich freiwillig an. Schrapnellfeuer bestreicht unsern Weg; wir kommen ins Dorf. Kein Feind zu sehen. Der Offizier und ich kriechen unter dem Schutze der Häuser an die Brücke. Sie ist zerstört. Da aber — klatsch, klatsch! — unheimliches Infanteriefeuer. Wir zurück zu unserer Patrouille, die am Eingange des Dorfes zurückgeblieben war. Ich bringe schnell per Rad die Meldung. Dann geht's zurück. Derselbe Weg zur Patrouille, um sie zurückzuholen. Ihre Aufgabe war erfüllt. Ein feindlicher Flieger hatte unsere Stellung erkundet; wir stehen unter schrecklichem Artilleriefeuer. Ein Schrapnell platzt in dem Hause, in dem ich mich gerade befinde. Wie durch ein Wunder entging ich dem Verderben. Mit

Staub bedeckt, erreichte ich die Deckung. Der feindliche Beobachtungsposten muß wunderbar gewesen sein; man konnte sich kaum an die Deckung wagen, ohne beschossen zu werden. Wie wir, ein Artilleriehauptmann, ein Leutnant, zwei Unteroffiziere und ich, dennoch die Stellung der Geschütze erkundeten, das will ich Ihnen ein andermal erzählen.

Hove (vor Antwerpen), den 10. 10. 1914.

S.

Liebe Freunde,

den Jubel hätten Sie gestern mit erleben müssen, als ich der Kompagnie aus dem Munde des Obersten die Nachricht bringen konnte: „Antwerpen hat kapituliert!" Ein dreifaches Hurra und das schöne Lied: „Haltet aus im Sturmgebraus!" Die Leute schmückten die Wagen mit Blumen; eine Ziehharmonika begleitete ihre Gesänge. Wie war das schön! Reservelieder erschollen, doch sicher zu früh. Aber Antwerpen, die Unbesiegbare, ist unser. Der Soldat denkt bloß an heute und morgen. Was gestern geschehen, das liegt weit hinter ihm. Die Erinnerung schleicht sich erst später ins Herz hinein und läßt zugleich als Wehmut und Beglückung sich offenbaren. Mit Wehmut denken wir unserer gefallenen Kameraden und unserer Verwundeten, mit Beglückung daran, wie wir unter ungeheuren Schwierigkeiten den Feind bezwangen. Das Fort Königshogk war genommen; wir rückten nach Lierre. Die Kämpfe von Duffel will ich Ihnen jetzt nicht schildern. Der Feind hatte sich über die Nethe zurückgezogen. Es ist 12 Uhr. Die Kompagnie bekommt ihr Essen aus der herbeigezogenen Feldküche, wie immer schmackhaft und kräf-

tig. Dann kommt plötzlich der Befehl zum Abrücken. Jeder erhält etwa 200 Patronen als Brot für den Feind. Von ferne hören wir die Kanonen donnern. Im Eilmarsche geht's zur schnell geschlagenen Brücke. Ich mit meinem Rade bin beim Major, der den Hauptleuten ihr Gefechtsfeld zuweist. Mit dem Rade auf dem Rücken überschreite ich die schwankende Brücke, überspringe Gräben, durchwate die moorigen Wiesen. Überall tote und verwundete Belgier; Pferdekadaver, Leichen von Rindvieh lassen erkennen, wie furchtbar unsere Kanonen gewütet.

Die Kompagnie sammelt sich, schwärmt aus. Wo bleibt die 10. Kompagnie und die Maschinengewehrabteilung? Ängstliche Spannung. Es entsteht eine Lücke in der Schützenlinie. Ein furchtbares Granatfeuer. Krachend schlagen sie an der Aufmarschstraße zur Brücke ein. Ich muß zurück, die Kompagnie zu suchen. Wieder über die Brücke. Vor der Brücke ein halbtoter Belgier, der nach Wasser lechzt. Ich möchte ihm helfen, muß aber weiter. Hunderte von Menschenleben hängen von der Meldung ab. Ein Hauptmann hilft mir in meiner Not. Er nimmt die Meldung mit; ich gebe dem Verwundeten zu trinken. Er drückt mir die Hand. Ich weiter, durch das Schußfeld hindurch. Die Kompagnie macht einen Umweg. Sie überschreitet die Brücke. Sie schwärmt aus. Im Gestrüpp verliere ich sie. Der junge Hauptmann, der meine Meldung mitnahm, fällt, von 5 Kugeln ins Herz getroffen; einem Kameraden wird der Kopf von einem Granatsplitter abgerissen. Schreien, Stöhnen ringsumher.

Ich liege im Schützengraben der 9. Kompagnie. Ein feiner Regen läßt unsere Glieder erstarren. Doch schnell

werden Sandhaufen aufgeworfen. Wer keine Schaufel hat, der gräbt mit den Händen. Die Kugeln sausen wie eine Windsbraut; weiße Wölkchen zeigen das Platzen eines Schrapnells an. Eine der Füllkugeln trifft meinen Arm, ohne mich zu verletzen. Plötzlich lautes Geschrei, wie Hurra. Die Belgier sind durchgebrochen. Mit aufgepflanztem Seitengewehre werden sie zurückgetrieben. Mit blutigen Köpfen werden sie heimgeschickt.

Im engen Schützengraben ist man tatenlos dem Artilleriefeuer preisgegeben. Wo mag die nächste Granate einschlagen? Eine unheimliche Ruhe kündet sie an, dann ein Krachen, Bersten und Schlagen. Weh dem, der unter ihrem Ziele liegt!

Am andern Morgen suche ich meine Kompagnie; vielleicht sind Meldungen zu überbringen. Ich komme am Major vorbei. Der hält mich zurück. Ich sei ein zu toller Draufgänger. Ich bleibe bei ihm (Schutzhaft). Aber ich halt's nicht aus, und da gibt er mir den Auftrag, festzustellen, woher die Schüsse kommen, die unser Bataillon im Rücken treffen. Ich mache mitten im Schrapnell- und Granatfeuer einen Streifzug, habe das Glück, 4 Belgier, darunter 1 Offizier, gefangen zu nehmen. (Endlich habe ich eine Karte!) Die Belgier hatten nicht geschossen. Es waren unsere eigenen Jäger. Wie war ich froh, dem Feuer Einhalt bieten zu können! Die Meldung kommt zurück. Nun bin ich beim Major ein „Allerweltskerl", ein „Teufelskerl" und was noch mehr. Vorige Woche hatte er mich ausgeschimpft. Da war ich in der Nacht mit dem Rade gefallen. Alles ist wieder gut. Ich bringe durchs Feuer Meldungen zum Oberst, bitte um Artillerie.

Sie ist noch drüben. Wir sollen ja das Bauen einer festen Brücke erzwingen. Hätte ich nicht das Eiserne Kreuz schon gehabt, dann hätte ich's an diesem schrecklichen Tage bekommen.

Hinter der Ziegelei treffe ich Drückeberger, darunter einen besonderen „Freund", der mich im Anfang der Märsche einmal „schlapp" nannte. „Wer ist nun der Schlappe?" hauche ich ihn an. „Vors Kriegsgericht müßte ich dich, Lump, stellen lassen, der sich versteckt, wenn seine Kameraden im Feuer liegen."

Man wundert sich, daß nur Belgier gefangen und getötet sind, obwohl doch auch Engländer vorhanden gewesen sein müssen. „Die machen's wie die Juden, schicken andere vor und heimsen dann die Erfolge ein." „Ich selbst bin ein Jude." Schweigen. Entschuldigung. Nun darf ich ja aus meiner Bescheidenheit heraustreten, wenn ich Ihnen sage, was andere sagen. Die Kompagnie schätzt mich als ihren besten Soldaten. Warum ich's verdient, das weiß ich nicht; ich tat nur meine Pflicht, drückte mich nicht, machte die gefährlichsten Patrouillen mit. Nicht, daß ich den Tod suchte, aber ich fürchte ihn nicht. Ich sehne das Ende dieses schrecklichen Krieges herbei; aber ich möchte bis zum Ende in der Front stehen. Nach Ehren sehne ich mich nicht; Unteroffizier konnte ich schon werden. Aber wozu? Der „Gefreite Sender" ist, so muß ich immer hören, der Liebling der Kompagnie, und das macht mich froh und glücklich. Mitten im Gefechte brachte ich den Leuten Post und nahm Postsachen mit, aus der Empfindung heraus, wie das die Leute anspornen muß, die nun, wie ich selbst, schon 1$^{1}/_{2}$ Tag gehungert, gefroren haben. Jetzt darf

ich auch fragen: „Liebe Freunde, hab ich's recht gemacht?" Das Eiserne Kreuz trage ich mit Stolz, wie ich auch die Rettungsmedaille mit Stolz getragen hätte.

Thourout, den 17. 10. 1914.

G.

.... Wir folgten nach dem Einzuge in Antwerpen den ausrückenden Engländern. Die Kerls haben zu lange Beine. Ob wir nach Ostende marschieren, ist fraglich; denn inzwischen kam die Meldung, daß Ostende von deutschen Truppen besetzt ist. Wahrscheinlich geht's jetzt nach Frankreich, wo wir den rechten Flügel der Belagerungsarmee verstärken werden. Doch abwarten! Ich wünschte nur, daß der schreckliche Krieg bald zu Ende ginge; aber eine Friedensarbeit wird nicht möglich sein, ohne daß wir unsere Feinde endgültig aufs Haupt geschlagen haben.. Ich mache mich auf einen langen Krieg gefaßt. Wenn mich die Kugeln weiter verschonen wie bisher, obwohl ich mich stets im tollsten Feuer befand, so wird meine Rückkehr ja nicht fraglich sein. Aber man muß mit allem rechnen. Gesundheitlich geht's mir ganz gut, wenn ich auch sehr unter Gelenkrheumatismus im Knie zu leiden habe. Aber ich bin nicht der einzige. So ziemlich einem jeden von uns haben die kalten Nächte zugesetzt. Unterkriegen lasse ich mich nicht ....

Als ich hier in Thourout als Patrouille einzog und ein Haus betrat, staunte ich über die Leere. Das Essen war gekocht. Ich suchte nach Engländern, öffnete einen Schrank, und 4 zu Tode erschreckte Menschen fielen vor mir auf die Knie und baten um Schonung. Die abziehenden

Engländer hatten den Leuten eingeredet, wir Deutschen würden alle abschlachten. Viele fanden wir im Dünger bis zum Halse eingegraben. Nach und nach kamen die Bewohner aus ihren Kellern hervor, als sie merkten, daß wir doch nicht so unmenschlich waren. —

Inzwischen bin ich auch Unteroffizier geworden. Ich fange an, militärische Karriere zu machen. Ob ich jetzt noch Radfahrer bleiben kann, das weiß ich nicht. Wahrscheinlich. Rischus herrscht kaum. In unserer Kompagnie ist noch ein jüdischer Unteroffizier. Der hat gestern auch das Eiserne Kreuz bekommen. Mit der „jüdischen Feigheit" ist's also doch nicht so schlimm bestellt! . . . .

Ohne Datum.

P.

. . . Wir liegen im Gefechte bei Leke. Leider aber immer und immer nur Belgier, die in vorderster Linie liegen; die Engländer halten sich in Reserve.

Ostende, den 1. November 1914.

G.

Liebe Freunde,

nach den siebentägigen erbitterten Kämpfen waren wir zur Ruhe nach Leke zurückgekehrt. Wir hatten den Übergang über den Yserkanal erzwungen. Ich war glücklich darüber, endlich einmal die müden Glieder ausstrecken zu können. Nicht ich allein war froh. Das ganze Bataillon. Du lieber Gott, das Bataillon! Zu 1000 zogen wir aus; mit ungefähr 600 Mann waren wir zurückgekehrt. Die Ruhe wurde bald unterbrochen. Die Bahnlinie Nieuport-Pervyse mußte erstürmt werden. — Also zunächst

mußten wir den Feind aus seinen starken Yser-Befestigungen heraustreiben. Das Gelände ist für eine angreifende Truppe ungemein schwierig. Tiefe, manchmal meterbreite Gräben durchziehen das Gefechtsfeld. Jeder Schritt Landes muß neu erkämpft werden. Und doch kamen wir vorwärts, allerdings unter schweren Verlusten. Unsere Artillerie hatte an dem Tage gut vorgearbeitet. Endlich waren wir am Kanal. In nur 10 Minuten hatten unsere Pioniere zwei Laufstege über den Kanal geschlagen, und wir beschossen den Feind aus seinen eigenen Verschanzungen. Doch unaufhörlich wütete über uns ein furchtbares Schrapnell- und Granatfeuer. Da hieß es: „Vorwärts, dem Feinde nach!" Ich übersprang als erster die Verschanzung, meine Gruppe mir nach. Im nächsten Graben suchten wir Deckung. Gegen Abend sollte die feindliche Stellung erstürmt werden. An diesen Abend werde ich zeitlebens denken. An einigen Stellen kam es zum Handgemenge. Pardon wurde nicht gegeben. Der Feind verdient es nicht. Er winkt mit seinem weißen Taschentuche; kommen wir heran, dann schießt er uns nieder. So verlor meine Nachbargruppe ihre sämtlichen Leute. Der Feind zog sich zurück. Meine Arbeit war getan. An diesem Tage war ich freiwillig Gruppenführer. Als Radfahrer muß ich stets bei meinem Major sein, um Befehle an die Truppen überbringen zu können und zu seinem persönlichen Schutze zugegen zu sein. Er war glücklich, daß er mich wieder hatte, ich dürfe nicht wieder fort. Die Nacht und den folgenden Tag verbrachten wir hinter einem Strohhaufen, um einigermaßen Schutz gegen das feindliche Artilleriefeuer zu finden. Gegen einen Volltreffer ist doch kein Kraut gewachsen.

Am zweiten Tage — ich gebe Ihnen nur eine kurze Schilderung — ging's weiter. Der Major schickte mich zu dem Nachbarregimente, das er bei seinem Angriff um Flankenschutz bat. Zweimal mußte ich denselben Weg unter dem fürchterlichsten Feuer zurücklegen. Es gelang mir, den Befehl durchzuführen. Ein Befehlsempfänger, der mit mir zusammen einen Teil des Weges zurücklegen mußte, um seine Kompagnie aufzusuchen, wollte nicht mehr weiter. Ich mußte den Kerl mit dem Tode bedrohen, damit er seinen Befehl ausführte. Hundert von Menschenleben konnten schließlich davon betroffen werden. Unter schweren Verlusten erreichten wir die Straße Dixmuiden-Schorbacke. Unser Adjutant bekam einen Prellschuß. Der Major machte mich zu seinem Stellvertreter. So war ich Adjutant geworden, blieb aber auch zugleich Befehlsübermittler; denn unsere meisten Radfahrer waren jenseits des Kanals zurückgeblieben. Am 5. Tage — morgens 10 Uhr — sollte der Sturm beginnen. Wieder überbrachte ich den Befehl in die Feuerlinie. Aber die Truppen gingen nicht vor. Der Angriff stockte; da bat ich die Gruppe, mich nicht zu verlassen, machte mich zu ihrem Führer: „Sprung auf, marsch, marsch!" stürze vor, laufe 100 m, nur ein Mann mir nach, dann aber die anderen. So brachte ich glücklicherweise die Front in Bewegung. Dann kehrte ich zum Major zurück. Der war aus seiner alten Stellung fort; ich suchte und fand ihn endlich im Schützengraben. — Es kam unsere Ruhe in Leke; aber es war nur ein halber Ruhetag. Die Adjutantengeschäfte ließen mich nicht zur Ruhe kommen. Dann kam der Sturm auf die Eisenbahnlinie . . . .

Nähe Dixmuiden, den 3. Nov. 1914.

S.

.... vorgestern schrieb ich Dr. G. einen Brief, in dem die Erregung der letzten Tage noch nachzitterte. Heute bin ich ruhiger und gerechter geworden. Ich schreibe diesen Brief im Artilleriefeuer, das uns aber nicht erreicht, weil wir in Reserve liegen. Endlich. Acht lange, bange Tage waren wir, insbesondere unser 3. Bataillon, vorderste Linie; aber Ihr Gefühl, dem Sie in Ihrem Briefe vom 28. 10. Ausdruck gaben, sagte Ihnen richtig, daß wir in dieser Zeit schwere Arbeit hatten. Es ist wie ein Wunder, daß ich aus alle diesen Kämpfen unverwundet hervorging. Schon meint man, ich sei mit dem Teufel im Bunde. Ich will Ihnen jetzt nicht erzählen, wie dicht neben mir ein Schrapnell einschlug, einem Radfahrer das Bein abriß und mich nur unsanft den Luftdruck fühlen ließ; ich will Ihnen nicht schildern, wie eine Granate unmittelbar vor mir einschlug und alle meine Kameraden um mein Leben fürchteten. Wie ein Phönix aus der Asche erhob ich mich aus den Erdtrümmern. Es tut mir leid um meinen Kameraden, der sich so herzlich an mich anschloß. „Nur wenn der Sender die Patrouille führt, dann gehe ich mit!" Es sprach daraus unbegrenztes Vertrauen, das mich freute. Ich will auch nicht schildern, wie ich eines Abends Führer eines ganzen Zuges war, wie ich mich andern Tages an die Spitze einer Gruppe stellte und als erster den Angriff begann. Auch von meiner Adjutantentätigkeit will ich schweigen, wenngleich diese Zeit Ihnen die wenigsten Briefe brachte, weil mir nur geringe Zeit zur Verfügung stand.

Aber es war die Zeit, die mich meinem Major näher brachte.

Von einer Schreckensnacht und dem noch schrecklicheren Tage will ich Ihnen etwas erzählen. Der Yserübergang war erzwungen. Er brachte meinem Major das Eiserne Kreuz 1. Klasse ein. Der Bahndamm Nieuport-Dixmuiden sollte erobert werden. Das Gelände, sumpfiger Polder, von Kanälen und Gräben durchzogen, ist als Angriffsfläche geradezu katastrophal. Aber wir hätten den Bahndamm erreicht, wenn unsere Truppen durch die voraufgegangenen schrecklichen Kämpfe, — wir hatten kein Wasser; der Feind hatte es durch Aufgießen von Petroleum unbrauchbar gemacht — nicht ermattet gewesen wären. Aber der Bahndamm sollte und mußte erobert werden. Mein Major schickte mich aus, um das Sturmgelände zu erkunden. Ich mußte die Unmöglichkeit feststellen, diese meterbreiten Kanäle, Nebenkanäle, Gräben zu überspringen. Ein unaufhörlich feiner Regen hatte zudem alles überschwemmt. „Was sollen wir machen, Sender?" „Den Befehl zur Ausführung bringen, Herr Major." 5^{30} Uhr sollte nach dem Korpsbefehl der Sturm beginnen. Der Major stellte sein Bataillon in dichter Marschkolonne auf der Straße auf, ihm links zur Seite das 1. Bataillon. Das Gewehr wurde entladen, das Seitengewehr aufgepflanzt. Leise marschierten wir durch das Dunkel, auf der Straße den Bahndamm zu erreichen, um dann hinter dem Rücken des Feindes auszuschwärmen. Unaufhaltsam wälzte sich die dunkle Masse nach vorwärts, ich zur Seite des Majors, der mich zu seinem persönlichen Schutze verpflichtete. Mein Hauptmann war mit seiner Kom-

pagnie ganz vorn. Der Major sprach leise den Truppen Mut ein. 1½ Kompagnien hatten den Bahndamm bereits erreicht; die Pioniere hatten die Drähte durchschnitten, da ertönte von irgendwoher der Ruf: „Zurück, marsch, marsch!“ Der Zug stockte; die Welle rollte rückwärts; die Folgenden trieben nach vorn; es entsteht ein Knäuel, und in dieses Knäuel ratterten die Maschinengewehre ihr mörderisches Feuer. Die ersten Kompagnien bleiben allein; dem Major und mir war es unmöglich, die Menschen vorwärts zu treiben; zu Haufen türmten sich die Leichen; entsetzliches Geschrei der Verwundeten. Mein Major stürzt vor; eine Kugel trifft seinen Arm und verwundet ihn schwer. Ich fange ihn in meinen Armen auf, schütze ihn vor dem Zertretenwerden, werfe meine Befehle in die Masse hinein; dann bringe ich den Major im Kugelregen — es war schon kein Regen mehr — in ein Haus. In einem Schweinestall verbinde ich ihn und bereite ihm eine trockene Lagerstatt. Noch höre ich in seinem Fieber das stete Wimmern: „Mein braver Sender, bleib bei mir; verlaß mich nicht; o bleib bei mir!“ Dann erwacht in ihm wieder der Held. „Schützen Sie mich vor Gefangenschaft! Versprechen Sie mir, mich zu erschießen!“ „Hier, Herr Major, sind fünf Kugeln; drei für Franzosen und Belgier, die letzten zwei für Sie und mich.“ Es kam aber nicht so weit. Aber den Tag über warteten wir im Granathagel auf unseren Tod inmitten Toter und mit dem Tode ringender Soldatenleiber. Bei Anbruch der Dunkelheit brachte ich dann meinen Major glücklich zur Verwundetensammelstelle, wo er die erste ärztliche Pflege erhielt. Von unserem Bataillon sind von über 1000 Soldaten nur noch ungefähr 400 ge-

blieben, alle andern tot oder verwundet. Mich selbst traf nur ein Prellschuß, ohne mich zu verletzen. In dieser Nacht bin ich alt geworden; aber meinen Mut, vor allem meine Ruhe habe ich nicht verloren. Mag kommen, was da kommen mag! Ich fürchte den Tod nicht; ich sehe ihm frei ins Angesicht. Er hat für mich seine Schrecken verloren. — Es wird Sie freuen, daß ich zum Eisernen Kreuz 1. Klasse vorgeschlagen bin. Schade, daß mein Major nicht hier geblieben. Er wollte mich durchaus zum Offizier machen, und dieser Gedanke spielte dauernd in seinen Phantasien nach seiner Verwundung. Ich erscheine ihm vorbildlich mit meiner Initiative. Aber ich tue doch nur meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, vielleicht etwas mehr als andere. Wie wird sich meine Mutter freuen, der Sie mit Ihrer Karte große Freude bereiteten! — Vorgestern brachte ich meinen Major nach Ostende, von da reist er nach Berlin. Vielleicht kehre ich heil und gesund aus diesem furchtbaren Kriege zurück. Augenblicklich bin ich schrecklich ermattet, und nur letzte Kraftanstrengung hält mich aufrecht. Sollte ich fallen, so weiß ich, Sie halten mich in treuem Gedenken als einen Menschen, der ernst im Leben seine Pflicht erfüllte. . . . Ich lebe meinem Vaterlande!

Houthoulst, den 4. November 1914.

P.

. . . . Augenblicklich befinde ich mich zur Schonung im Geschäftszimmer. Die letzten furchtbaren Kämpfe haben mich seelisch und körperlich derart angegriffen, daß ich unverwundet verwundet bin. Diese Tage haben mich um viele Jahre altern lassen. Ich sehne mich nach Ruhe

und Frieden, aber nur mit dem Wunsche, daß wir Kämpfer siegreich heimkehren, sonst lieber auch für mich den Untergang! . . . .

Houthoulst, den 5. 11. 1914.
S.

Als ich Ihnen den letzten Brief schrieb, da war ich sehr ermattet. Gestern habe ich mich etwas erholt. Da sehe ich nochmals die Heimatzeichen von Hans, und da drängt es mich, wenigstens zu einem kurzen Gruße. Ich schrieb Ihnen auch, daß ich zum Eisernen Kreuz 1. Klasse vorgeschlagen bin, und da bitte ich Sie dringend, doch dafür zu sorgen, daß in unseren Zeitungen nicht ein Loblied auf mich gesungen wird. Ich habe es in stiller Pflichterfüllung — allerdings im wildesten Kriegssturme — erworben — noch ist's nicht verliehen, wenn auch kaum an seiner Verleihung zu zweifeln ist — und da würde es mich anwidern, wenn ich mehr als höchstens meinen Namen — am liebsten auch den nicht — lesen müßte. Es wird Sie auch freuen, daß ich in den nächsten Tagen zum Vizefeldwebel und Offizierdienstuer befördert werde, mit andern Worten, mir die Berechtigung, Offizier zu werden, verliehen wird. Im wilden Kampfe habe ich das Offiziersexamen bestanden. Ich höre eben, daß das Regiment abrückt. Also Adieu.

Houthulst, den 6. November 1914.
R.

. . . Bei den letzten Kämpfen an der Yser habe ich so ziemlich alles verloren, mein Rad und alles, was sich an

Wertsachen, Papieren usw. darauf befand. Nicht schlimm. Über den Verlust habe ich mich schnell getröstet. In dem von Gräben, Kanälen usw. durchzogenen Gelände ist es doch fast unmöglich, Rad zu fahren, und wenn es sein muß, dann hol ich mir wieder eins. Voraussichtlich aber muß ich in den nächsten Tagen zur Front zurück, da man mich dort als Unteroffizier oder, was wahrscheinlicher ist, als Vizefeldwebel nötig braucht. Unsere Verluste waren außerordentlich groß. Am meisten leid tut es mir um meinen Major, der ziemlich schwer am Arme verwundet ist. Mein braver Hauptmann wurde verwundet und wird seither vermißt. Vermutlich wurde er gefangen genommen. Weh ist mir um meine mir lieb gewordenen Kameraden, die Vizefeldwebel Koch und Kühls, die beide fielen, der eine durch den Kopf, der andere durch den Leib geschossen. Von den Soldaten, die mit in die Kompagnie eingetreten sind, sind vielleicht noch dreißig vorhanden. Ich hatte bisher ein Schweineglück; aber vielleicht hat das Schicksal mir die Kugel bis zum Schlusse aufbewahrt. . . . Es waren doch unendliche Strapazen, die wir durchzumachen hatten, Hunger, Durst, vor allem Durst. Alles Wasser, sämtliche Gräben waren mit Petroleum übergossen. Ein Glück einmal, daß eine Granate dicht neben uns ein tiefes Loch schlug, so daß das Grundwasser hervortrat. Jetzt bin ich noch etwas ermattet; aber bald hoffe ich, daß meine gute Natur siegt. Ich habe vielleicht mehr seelisch als körperlich gelitten. . . .

Mein Bruder hat auch das Eiserne Kreuz bekommen.

9. 11. 1914.
S.

Ich nehme an, daß Sie meine beiden letzten Briefe erhalten haben. Heute will ich Ihnen statt eines Briefes nur eine Karte senden, weil ich Grund zur Annahme habe, daß Karten von hier aus schneller befördert werden. Diese Nacht sind unsere Truppen wieder vorgegangen, allerdings in Reserve. Ginge es in die vorderste Schlachtlinie, dann hielte es mich nicht mehr hinten, wenn auch meine Anwesenheit im Geschäftszimmer von absoluter Notwendigkeit ist. Major und Adjutant sind verwundet; ich bin mit den Verhältnissen als früherer stellvertretender Adjutant vertraut, so muß ich in den sauren Apfel beißen, der manchem andern so süß schmecken würde. Mir zittert's in den Fingern. Ich muß hinaus ins feindliche Leben, wenn meine Kameraden draußen bluten; ich muß in Reih und Glied treten und mithelfen dort, wo größere Gefahr herrscht, wo an meine Kraft die höchste Anforderung gestellt wird. Wie ich mich kenne, bin ich morgen an der Front, und wenn die Truppen ruhen, dann helfe ich hier. Von einem Spruche habe ich gelesen, die Wahrheit ginge einsam durch den Wald, weinend, weil sie zu den Menschen nicht durchfinden könne. Nein, dröhnenden Schrittes geht sie mit unseren Bataillonen, die Lüge und die Niedertracht niederkämpfend, hocherhobenen Hauptes, ihre Feinde mit dem Schwerte zerschmetternd, nur leise weinend, weil so viele ihrer Mitstreiter beim Ringen um den Sieg verbluten müssen. Es ist ein furchtbares Ringen, ein Schauspiel, wie es die Weltgeschichte nicht kennt. Hat Schillers Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" Berechtigung, dann

ist das Recht auf unserer Seite. Wir kämpfen gegen Franzosen, Zuaven, Neger, Inder, Belgier, Engländer; ein Raufen ist's manchmal zu nennen. Wie muß das Recht beschaffen sein, das zu seiner Erkämpfung alle diese Horden zusammenruft? So sehr ich mich nach der Heimat sehne, dem Engländer möchte ich in seinem eigenen Lande vor den Krämerbauch stoßen .... Der Gedanke ist mir im Kampfe fern, daß so mancher Unschuldige auf Feindesseite sein Leben lassen muß. Leben Sie wohl; schreiben Sie mir häufig; ich freue mich mit Ihren Zeilen, wer mag wissen, wie lange noch. Grüßen Sie meine Freunde.

(Ohne Datum.)

P.

.... Von unsern letzten schwierigen Kämpfen habt Ihr aus der Zeitung erfahren. Es waren furchtbare Tage, die ich, besser wir, erfahren haben, und Stunden, in denen ich Jahre durchlebte. Ich ging wie durch ein Wunder aus allen Gefahren hervor. Wie oft haben wir uns darüber unterhalten, daß in einem modernen Kriege mit seinen fürchterlichen Feuerwaffen z. B. ein Bajonettkampf kaum noch möglich wäre. Ja, wenn wir nicht Deutsche wären! Die gehen drauf wie Blücher, mit dem Kolben, mit dem Bajonette! Selbstverständlich gelingen nicht alle Stürme, aber doch die meisten; denn die Franzosen fürchten nichts mehr als einen Nahkampf, Auge in Auge. Er ist ja auch furchtbar. Einen solchen nächtlichen Sturmangriff habe ich unlängst mitgemacht. Das Gewehr ungeladen, nur das Bajonett aufgepflanzt. Und nun geht's los, langsam, sicher, um schließlich mit „Hurra" sich auf den Feind

zu stürzen. Wir hatten viele Tote. Meine besten Kameraden habe ich verloren. Für Trauer aber haben wir keine Zeit. Sie sind ein Opfer ihrer Pflicht; wer weiß, wann für mich die Stunde schlägt. Ich bin auf alles eingestellt. Nur die eine Hoffnung habe ich, daß mich die Kugel so trifft, daß ich nicht Leiden ausgesetzt bin, die mich langsam zum Tode führen. O Gott, was habe ich Schreckliches gesehen! Und man kann nicht helfen. Der Feind hat das Gelände vor uns unter Wasser gesetzt, dazu das Wasser von oben, das sowieso sumpfige Gelände. Und es muß doch gehen, muß vorwärts gehen! Wann werde ich wieder bei Euch sein und mit Euch den Freitag Abend verbringen? Wer im Kriege gewesen, der weiß das Leben zu schätzen; nicht das Leben meine ich, das wir als solches jederzeit jetzt zu opfern bereit sind, sondern die friedliche Arbeit. Ich habe ja eigentlich niemals so sehr am Leben gehangen. Wenn ich drauflosgehe, dann ist es aber nicht etwa mutwilliges Opfern, sondern Erfüllung einer Pflicht, die ich vielleicht etwas tiefer erfaßt habe als so mancher andere Soldat. So gut es geht, schütze ich mich; aber es geht eben nicht immer. Meinen letzten Brief an Dr. Sp. habt Ihr ja wohl auch gelesen . . . .

Bei unserer Kantine ist in Soldatenkleidern ein 14 jähriger Bengel, der seinem Lehrherrn ausgerissen ist.

Augenblicklich liegen wir in Notquartieren in Houthoulst. Das ganze Haus besteht aus 2 Zimmern. In diesen Zimmern wohnen und schlafen 6 Soldaten und 8 Privatpersonen — ein 91 jähriger Greis, 2 Frauen, die übrigen sind Kinder. Sonst sind übrigens alle Bewohner ausgewiesen worden, weil man gestern in einer Mühle einen Spion

entdeckte, der durch ein geheimes Telephon alle unsere Bewegungen verriet. Oben in den Lüften schweben Luftfahrzeuge, die dauernd Bomben werfen und todbringende Pfeile ....

Ich habe noch vieles zu tun, da ich vorläufig weiter die Geschäfte des Bataillons mitführen helfe. Aber ich muß sagen, ich werde stets unterstützt. Mein verwundeter Major hat mir eine angesehene Stellung im ganzen Regiment geschaffen ....

Houthoulst, 8. 11. 1914.
K.

.... Es liegen schwere Tage hinter uns, und so mancher liebe Kamerad hat daran glauben müssen. Doch was hilft's. Man muß sich hinwegtrösten über jede sich anschleichende Traurigkeit. Wir haben Krieg, und da kann nur ein Gedanke herrschen: unsere große Sache. Dem einzelnen bringt sie großes Leid, das Ganze will sich ein festes, dauerndes Glück erkämpfen. Und ich bin froh, da mitstreiten zu können. So sehr ich Gegner des Krieges bin und durch den Krieg noch mehr geworden bin, so sehr bin ich tief überzeugt, daß unsere gerechten Forderungen den Neidern abgerungen werden müssen. Mag es Blut kosten, ich opfere das meinige gern, und sollte ich wiederkehren, dann darf ich es mit ruhigem Gewissen. Man fand mich niemals im Straßengraben, hinterm Strohhaufen, aber stets in vorderster Linie und als Patrouille wohl häufig mitten im Feind. Das darf ich sagen, ohne unbescheiden zu sein. Das Eiserne Kreuz wurde mir darum auch als erstem nach dem Hauptmann zuteil, obgleich ich nur gewöhnlicher Gefreiter war. Jetzt bin ich ja schon Unteroffizier geworden, und die höhere

Charge ist nicht mehr fern, sie ist mir bereits vom Regiments-Adjutanten zugesagt. Mein Major hat — da er verwundet in Berlin weilt, — nur seinen dringenden Wunsch zurücklassen können, mich weiter zu befördern. Im Sturm von Pervyse habe ich ihm das Leben gerettet, ich soll dafür das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten, besonders auch für mein Verhalten bei dem Sturm, wo ich, obwohl mich die Kugeln dicht umschwärmten, kalt blieb und ruhig meine Befehle gab und an der Spitze mit dem Bajonett vorstürmte. Mann gegen Mann, ein eigenes Gefühl. Es kommt in diesem Kriege recht häufig zum Bajonettkampf, und von der Bitterkeit dieser Kämpfe können Sie sich keinen Begriff machen. Wie gut, daß ich fechten kann und mit Ruhe fechten kann!

Nähe Ypern, den 11. 11. 1914.

G.

Nach einer mehrtägigen Ruhepause kehrte ich heute abend zur Front zurück. Ich habe mich gut erholt, die Wärme des Zimmers hat den mir feindlichen Rheumatismus etwas zurückgeworfen. Ganz gewiß dürfte ich noch einige Tage zurückbleiben; aber eine innere Unruhe treibt mich vorwärts. So ruhig ich in der Feuerlinie bin, so scheußlich nervös bin ich hinter der Front. Eben kommen Verwundete von vorn, und da muß ich vor. Das Angriffsgelände ist ganz unter Wasser gesetzt. Sie mögen daran ermessen, wie unendlich schwer die Offensive ist. Der Feind hat sich tief eingegraben, und wir können seine Stellung nur im Sturme in Besitz nehmen. Den

Bajonettkampf fürchtet der Franzose. Der Kampf ist manchmal eine Rauferei zu nennen. Unsere braven Truppen gehen herrlich vor. . . .

12. 11. 14.

Gestern wurde ich wieder befördert, und zwar zum Vizefeldwebel unter Ernennung zum Offizier-Aspiranten.

(Aus einem Briefe an die Mutter.)

Langemarck, Nähe Ypern, 13. 11. 1914.
S.

Unverwundet. Herzliche Grüße.

Sender.

Das Eiserne Kreuz 1. Klasse.

Hooghlede, den 18. 11. 1914.
G.

Seit gestern trage ich das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Ich weiß, Sie alle freuen sich mit mir. Sie würden mich zur Dankbarkeit verpflichten, wenn Sie verhindern können, daß mein Name in den Zeitungen umhergezerrt wird, wie das letzthin geschah . . . .

Hooghlede, 18. 11. 14.
S.

. . . „nur hat die Bestätigung jedem gefehlt; die habt Ihr nun köstlich in Händen;" gestern früh wurde mir durch Korpsbefehl das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen und gestern nachmittag mit einer Ansprache vom Obersten über-

reicht. Unsere Truppe ist aus der Gefechtslinie zurückgezogen worden, damit sie sich etwas erholen kann. In den letzten Tagen standen wir bis zu den Knien im Wasser. Kennen Sie das Gefühl, wenn so von unten herauf wie ein Gespenst sich die Naßkälte heraufschleicht und man sich ihrer nicht erwehren kann, weil alles feucht ist? — Eben bekam ich eine Karte von einem Soldaten, der im Lazarett liegt. Sie machte mir Freude; Sie sollen sie lesen; ihr Schreiber ist ein Schlosser.

Cöln a. Rhein, 10. 11. 1914.

Mein lieber Kamerad Sender, ich habe mich sehr gefreut, daß Du Zeit für mich gefunden hast, eine Karte zu schreiben. Keine Nachrichten vom Regiment, keine Verlustlisten, ich habe keine Ruhe bei Tag und Nacht. Ihr lieben Kerls liegt draußen, und ich muß hier untätig verharren. Es war und ist schmerzlich für mich. Ich habe nur ein Verlangen: zur Front. 14 lange Tage noch, dann komme ich. Meine Gedanken sind bei Euch. Schmerzlich hat es mich berührt, daß wir so viele Verluste haben. Unser Hauptmann vermißt! Er konnte sich zu schlecht bewegen; also ist er gefangen. Aber zum Donnerwetter, es müssen doch Kameraden in der Nähe gewesen sein! Feldwebel K. tot — ein Jammer! Ich freue mich zum Eisernen Kreuz; aber noch lieber wären mir günstigere Nachrichten! Armer Freund, ich glaube, daß Du ganz gebrochen bist. Du mutest Dir aber auch zu viel zu. Wenn ich nur wieder zu meiner Kompagnie komme! Wenn ich einem andern Regiment zugeteilt

werde, und Ihr seid in der Nähe, komme ich doch zu Euch. Lebt Feldwebel M. noch? Meine Wunden heilen kolossal schnell. Der Arzt sagt, ich bin ein Hartschädel und habe wahnsinniges Heilfleisch. Es ist gut; desto eher bin ich bei Euch. Ich nehme keinen Urlaub, sondern melde mich sofort zur Front.

Nun sei herzlich gegrüßt, und ich hoffe, daß wir uns gesund wiedersehen. Grüße alles, Offiziere, Feldwebel und die andern Kameraden, und sei herzlich gegrüßt von

Deinem Kameraden St. . . .

Hooghlede, den 26. 11. 1914.

S.

. . . . vorläufig dürfen Sie nicht Briefe von mir erwarten. Wir haben zwar jetzt schon 10 Tage Ruhe, aber sie bringt meinem Körper zum Bewußtsein, daß ich zu hohe Anforderungen an ihn gestellt habe. Ich bin einfach alle. Wenn ich nur mehr schlafen könnte, dann wär's ja gut. Gestern bin ich zum Offizier gewählt worden. Das wird Sie interessieren. Mein Major hat mir gestern mit der linken Hand geschrieben.*)

Wie lange wir noch hier bleiben, das weiß ich nicht. Herrlich, die letzte Hindenburg-Nachricht: 60 000 Russen! Bei unserm Maulwurfskriege ist das nicht möglich. Eine offene Feldschlacht ist doch viel schöner.

---

*) Aus dem Briefe des Majors sei nur eine Stelle zitiert: „Empfangen Sie meine herzlichsten Glückwünsche für das Ihnen verliehene Eiserne Kreuz I. Klasse! Durch Ihre besonnene Ruhe und Tapferkeit, durch Ihre vorbildliche Haltung in allen Gefechten haben Sie sich diese schöne und hohe Auszeichnung verdient." D. H.

Hooghlede, den 29. 11. 1914.
S.

... heute mittag machte ich eine Spazierfahrt nach Cortemarck, nachdem ich erst heute früh in Roulers gewesen bin. Es ist Sonntag, hinter der Front natürlich teilweise Ruhetag. Auch die übrigen Tage sind sehr angenehm. Wir leben herrlich und in Freuden. Zu morgen abend bin ich zum Gänseessen eingeladen. Wollen Sie mitmachen?

(Fahrt nach dem Osten. Auf der Durchfahrt einstündiger Aufenthalt in Berlin. D. H.)

(Poststempel: Hohensalza, den 5. 12. 1914.)
S.

Unterwegs, Hohensalza, früh 6 Uhr nach bereits 80 stündiger Fahrt.

Der Abschied von Berlin ist mir schwer geworden; ich habe doch hoffentlich nichts merken lassen? Es ging kurz; klang Ihnen der Trompetenruf nicht ins Herz? Schade, daß wir uns nicht länger sprechen konnten; aber wir haben uns gesehen; das ist doch die Hauptsache. Vielleicht bleibt das Glück mir günstig und ich kehre zurück zu Ihnen allen...

Allen herzliche Grüße!

Gombin, den 10. Dezember 1914.
S.

Von unserm Einmarsche in Rußland hätte ich Ihnen viel zu erzählen, von den echt russischen Wegen, die ich

bisher glücklicherweise zu Pferde zurückgelegt habe, aus dem Dorado der polnisch-russischen Juden; aber es geht bald ins Gefecht. In den nächsten Wochen werden Sie kaum Nachricht von mir erwarten können; denn die Feldpost kann hier nicht funktionieren. Sie brauchen also nicht das Schlimmste zu denken, wenn Sie längere Zeit ohne Nachricht von mir sind.

Mistrewice (Russ. Polen), den 20. 12. 1914.
G.

.... Wir liegen im schwersten Artilleriefeuer, und ich will diese schönen Stunden dadurch verkürzen, daß ich Ihren gestern empfangenen Brief vom 25. 11. beantworte, kurz beantworte. Augenblicklich bin ich kein Christ, kein Jude, kein Heide, — ich bin Soldat. Der Soldat freut sich mit der ihm gewordenen Anerkennung; die „Berühmtheit" überläßt er den Zurückgebliebenen. Wenn ich zurückgekehrt sein werde, dann wird auch die „Berühmtheit" sich beruhigt haben, und ich bin wieder, der ich war. Und das ist gut so....

Mistrewice (Russ. Polen), den 20. 12. 1914.
S.

Gerade erhalte ich Ihre Karte. Wir essen gemütlich unser Mittagbrot. Ein Schrapnell platzt mitten hinein, trifft einen neben mir sitzenden Kameraden. Sie verstehen, wenn ich nicht mehr schreiben mag.

* * *

(Zum Besuche seiner schwerkranken Mutter erhielt Sender um diese Zeit einen kurzen Urlaub. Mit Patent vom 24. Dezember 1914 wurde er zum Leutnant der Landwehr befördert. D. H.)

Mistrewice, den 20. 1. 1915.
S.

.... Gerade pfeifen die Schrapnells in großer Zahl über meinen Schützengraben. Nur ein Blindgänger fiel in die Nähe meines Unterstandes. Es ist gerade 11 1/2 Uhr mittags. Um diese Zeit bekommen wir regelmäßig unsere Mittagsgrüße. Endlich ist das Frostwetter gekommen. Der unaufhörliche Regen macht einen krank, mißmutig. Und dann das Leben im Schützengraben bei Regen, der Marsch zur Stellung. Das letzte Mal fiel ich bei der Dunkelheit in einen Morast, und in den dreckigen, nassen Kleidern, mit nassen Füßen in der Erdhöhle wohnen — im Bett daheim ist's besser! Letzte Nacht war's schön. Um 3 Uhr nachts revidierte ich die Posten, besonders den vorn an der Bzura. Am Tage kann man nicht hin. Der Lauscherposten ist nur 30 m von der feindlichen Stellung entfernt, eben durch den Fluß. Da kann man sich nur des Nachts hinschleichen. Wir waren schon einmal drüben am jenseitigen Ufer; bei dem dauernden Regenwetter zogen wir uns auf diese Seite zurück und halten die Stellung. Wir haben sie stark verschanzt mit Drahtverhauen und Wolfsgruben. So eine Wolfsgrube ist ein Erdtrichter; in der Mitte steckt ein Pfahl mit der Spitze nach oben. Mögen nur die Rußkis kommen! Wir werden sie ebenso freundlich begrüßen wie am „Heilig Abend", als sie unsere Stellung stürmten. Leider war ich damals nicht

dabei. In dichten Kolonnen sollen sie anmarschiert sein; die vordersten blieben im Draht hängen; alles wurde niedergemäht; zu Hunderten sollen sie dagelegen haben, in Haufen übereinander. Wie lange wir hier bleiben, wir wissen's nicht. Immerhin ist das Leben verhältnismäßig angenehm. Heute habe ich in meiner Höhle einen Ofen einbauen lassen; ein Fenster wird sie erhellen. Wir modernen Troglodyten wissen's uns jedenfalls recht angenehm zu gestalten, und zu Hause glaubt nun jeder: Die armen Menschen, müssen die leiden! Sie sind wirklich zu bedauern, müssen frieren und hungern, und wir gehen in Treptow spazieren „dank Eurer Tapferkeit!" Ich muß ja zugeben, ganz so sicher wie in Treptow ist's nicht; man kann nicht über die Straße gehen, ohne daß einem eine blaue Bohne um die Ohren fliegt. Diese Nacht flog sie mir zur Abwechslung einmal vor der Nase vorbei. Ein Glück, daß sie nicht allzulang ist, sonst wäre ein Stück abgeknipst worden. Gestern abend haben sie beim Hüttenbauen meinen braven Kompagnieonkel, Vater von 7 Kindern, durch die Brust geschcssen.

In einer Stunde werden wir abgelöst. Dann wieder 3 Tage in Mlodziscin Ruhe. „Trara, trara, die Post ist da!" und tausend Gedanken wandern in die Heimat.

Mlodziscin, den 28. 1. 1915.

P.

Die Nachricht, daß ich meine Mutter verloren, traf mich schwer. Ich lag krank in der Revierstube des Arztes; schreckliche Kopfschmerzen quälten mich, Erbrechen; die Typhusimpfung tat ein übriges. So traf mich die Nachricht.

Noch in derselben Stunde steckte eine Brandrakete das Dach über mir in Brand. Ich mußte flüchten; ich stellte mich in die Reihen meiner Soldaten; so kämpfte ich und dachte an meine Mutter. Gestern abend war Kaisers Geburtstagsfeier; ich feierte mit und dachte an meine Mutter; dann schlich ich mich still hinaus und dachte wirklich an meine Mutter. Draußen am Soldatenfriedhof hielt ich mit ihr Zwiegespräch. Ich sah sie an der Mosel stehen; drüben rollen die Soldatenzüge nach Metz, nach Frankreich, an den Feind. Die Sehnsucht nach ihren Jungen quälte sie. Nun ist ihr Herz still und ihre Sehnsucht. Ich sehne mich, und mein Herz ist wach! Vielleicht ist auch mein Herz bald still.

Mlodziscin, den 28. 1. 1915.

S.

. . . . ich bin ruhiger geworden. Mich trifft die Nachricht vom Tode unserer Mutter im fernen Lande; in meinem Herzen ist ihr eine Heimstätte gegeben, bis es auch still geworden ist. Nur darf ich nicht denken. Meine Gedanken greifen plötzlich ins Leere, dorthin, wo meine Mutter den Gedanken Fülle gegeben. Sie haben recht, ich stehe zwischen Tod und Verderben; aber es ist ein anderer Schmerz, der sich offenbart, wenn neben mir ein Kämpfer fällt. Mein Lebenslos ist schwer.

Doch ich freue mich auf neuen Kampf. Im Schützengraben verlieg ich mich. Ein quälendes Leben. Aber ich bin ruhig.

Mistrewice, den 7. 2. 1915.

S.

Halblinks vor mir liegen die Trümmer des Klosters von Brochow. Ist nicht Brochow der Geburtsort Chopins?

Wie einst Chamisso auf den Trümmern des Schlosses seiner Väter ein Klagelied sang, so könnte auch er zum Kanonendonner einen neuen, tieftraurigen Trauermarsch anstimmen. Nur zwei Türme ragen aus den Trümmern des Klosters empor und erzählen, — was mögen sie wohl erzählen? Ich darf ja nicht daran denken; ich kann nur mit Visier 1500 auf die seitwärts sich hinziehenden Schützengräben feuern lassen. Das ist das Visier für das 2. Glied; das 1. Glied schießt auf nähere Entfernung. Seit 4 Wochen liegen wir nun in der gleichen Stellung; nur hin und wieder machen wir Scheinangriffe, um die Russen zu beunruhigen und den Hauptangriff überraschend zu gestalten. Lange kann's nicht mehr dauern. Noch sind die Russen bei Kamion diesseits der Bzura und gefährden unsere Flanke. Hoffentlich geht's bald vorwärts; wir „verliegen" uns sonst. Die Leute werden schwer beweglich. . . .

Nach nur kurzem Aufenthalte krieche ich aus dem Schützengraben hervor, bleich, mit benommenem Kopfe, und erst der kalte Luftzug und die über die Gräben pfeifenden Infanteriekugeln machen mich lebendig. — Wir alle sehnen das Ende herbei. Doch ist „durchhalten", das ich so oft in den Zeitungen lese, nicht das rechte Wort; siegen müssen wir. Siegen möchte ich im frischen Draufgehen, nicht so langsam geistig absterben.

Sie tun mir einen Gefallen, wenn Sie mir hin und wieder etwas zum Lesen senden, so eine kleine Geschichte, etwa ein Wiesbadener Volksbuch. Zu etwas Schwerem kann ich mich vorläufig noch nicht aufraffen; ich merk's am Springen meiner Gedanken.

Beinahe wäre mir neue Ehre geworden. 2 Offiziere

waren dazu ausersehen, dem Kaiser vorgestellt zu werden, darunter auch ich. Da ich der jüngere war, mußte ich dem älteren vom . . . Bataillon, einem Hauptmanne, den Vorrang lassen. Jede Kompagnie stellte einen Unteroffizier und drei Mann, das ganze Regiment außer dem Oberst einen Offizier. Aber ich gönne es dem älteren gern. . . . Der Kaiser ist heute im Osten. Ob nicht neue Pläne gefaßt werden? Was meinen Sie, wenn wir dazu ausersehen wären, nach England zu kommen? Das wäre für mich ein neues Leben!

An der Bzura, den 10. Februar 1915.
G.

Ich habe das Gefühl, als ob die nächsten Tage uns harte Kämpfe bringen werden. So will ich Ihnen denn noch schnell meine Grüße senden. Es ist bitter kalt geworden, und wenn die Bzura zufriert, dann — doppelte Aufmerksamkeit! Es ist ja verboten, schriftliche Aufzeichnungen von unseren Stellungen aus Händen zu geben, sonst würde ich Ihnen an einer kleinen Skizze die Eigenartigkeit der Bzurakämpfe charakterisieren. Wir waren ja schon einmal drüben und haben den Russen bei einem Angriffe entsetzliche Verluste beigebracht. Die Russen bekamen ungeheure Verstärkungen. Da wurde uns etwas eigenartig mit der Bzura im Rücken zumute. Links von uns, bei Kamion, in der Nähe der Bzuramündung sind die Russen noch diesseits der Bzura. Sie bedrohen unsere Flanke. Die Landwehr-Division vermag sie nicht völlig aufzuhalten. So werden wir sie ablösen und die Russen zurückwerfen. Wir liegen gerade am Angelpunkt der Ge-

samtstellung. Wie ich höre, noch vier Tage — und wir werden dort die Russen angreifen und über die Weichsel werfen. Gerade während ich schreibe, kommt diese ziemlich sichere Meldung. Also hat mein Gefühl mich nicht getäuscht. Gut! Mag's losgehen! Das Schützengrabenleben ist zermürbend, wirkt erschlaffend. Da ist ein frischer, offener Kampf doch schöner. Und draufgehen müssen wir schon; denn an ein Eingraben in den knochenhart gefrorenen Boden ist nicht zu denken.

Letzte Nacht hatte ich als Offizier vom Dienst sämtliche Wachen und Posten zu prüfen. Ich habe die armen Kerle bedauert in dieser schauerlichen Kälte, die mir durch die Glieder fuhr. Aber anschreien mußte ich doch einen, der mich nicht anrief. Ich hätte ja auch ein Spion sein können, und von der Sorte wimmelt es hier. Es sind die strengsten Maßregeln getroffen. So können die Juden aus Lowitz hier auch nicht mehr ihre Kuchen und Schuhe verkaufen. Ganz vorn an der Bzura haben wir auch unsern Posten, nur 30 m von dem feindlichen entfernt. Es ist ein eigentümliches Gefühl, den Feind drüben sprechen zu hören. Mit der Zeit hatte sich sogar zwischen den einzelnen, besonders zwischen dem Franz hüben und dem Heinrich drüben ein Freundschaftsverhältnis angeknüpft. Sie suchten sich gegenseitig zu überreden und zum Überlaufen anzuregen. Jetzt ist das verboten. Mit Recht, denn nur Sorglosigkeit kann die Folge sein. Und dann, man kann die polnisch redenden Kerls nicht nachprüfen, und mancher Dumme fällt einem Schlauen zum Schaden des Ganzen zum Opfer. Aber ich habe noch nicht gehört, daß einer der Unserigen russischer Überredung zum Opfer gefallen ist. In

Flugblättern laden sie uns ein. Man wolle uns Land, Vieh usw. geben. Wahrscheinlich in Sibirien! . . .

Mistrewice, den 12. 2. 1915.
S.

Ich schreibe Ihnen in großer Eile. Heute abend rücken wir in unsere neue Stellung nach Mlodzieszynck, südlich Kamion, an der Bzuramündung. In Kamion haben die Russen bedeutende Verstärkungen erhalten, und es wird wohl unsere Aufgabe sein, sie über die Bzura zu werfen. Von Wyszogrod an der Weichsel beschießen sie uns dort mit schwerer Artillerie, und unsere Ruhe wird dahin sein. Im Kampfe gewinne ich meine Kraft wieder, ich hoffe es.

Aus unserer jetzigen Stellung sende ich Ihnen eine Zeichnung. Sie ist nicht von mir angefertigt, aber recht hübsch. Das Kloster links ist Brochow. . . .

Ich kämpfe für die meiner Meinung gerechte Sache und kämpfe bis zum letzten Blutstropfen.

Stegna, nordöstlich Prasnysz, den 13. 3. 1915.
S.

Aus der Veränderung meiner Adresse konnten Sie schon entnehmen, daß ich in Nordpolen mitkämpfe. Es wird gut sein, wenn Sie in Zukunft — bis ich diese Zukunft begrenze — nur . . Reserve-Infanterie-Regiment schreiben und alle höheren Verbände vermeiden. Seit vorgestern gehöre ich zur . . Kavallerie-Division, der wir die Karre mitschieben helfen sollen. Beinahe glaube ich, daß wir weniger die Helfer sind als die Macher. Gestern abend versammelte uns unser Bataillonsführer und dankte seinen

Offizieren für die außerordentliche Bravour der letzten Tage, die ihm ja wahrscheinlich das Eiserne Kreuz 1. Klasse einbringen wird oder, wie sich das Militär ausdrückt, die erste Kajüte. Unsere Leute haben's brav gemacht. Diese furchtbaren Kämpfe waren wir nicht gewöhnt. In der Bzura war Frühling. Nur 8 Tage in Budy Stare und vor Kamion, aber diese 8 Tage waren so schön, die friedlichsten im Kriege. Unsere Stellung war auf einer Düne im Kiefernwalde. Wunderbares Schußfeld, herrliche Gräben mit Unterständen. In meinem Zugführer-Unterstand ein Ofen, Tisch, Stuhl, Fenster, Bequemlichkeiten aller Art. Nur zu klein war er. Und als ich das einmal äußerte, da war von meinen Leuten ganz freiwillig ein neuer begonnen worden und, als wir abzogen, zum Einzuge fertig. War das nicht nett von meinen Leuten? Sogar ein Schmuckbeet vor dem Unterstande war durch einen Gärtner angelegt worden aus verschiedenfarbigem Moos und Flechten, ein Stern, zu beiden Seiten Eiserne Kreuze, darunter: .. Kompagnie, .. Reserve-Infanterie-Regiment, 2. Zug. Umgeben alles durch eingepflanzte Wacholderbüsche. Als ich meinen Gärtner fragte, warum er denn 2 Kreuze mache, meinte er treuherzig: „Ja, Herr Leutnant haben aber doch 2 Kreuze!"

Aufpassen mußten wir schon; denn einige Hundert Meter vor uns lag der Feind; aufpassen vor allen Dingen in der Nacht. Es war aber nur einmal was los, sonst auch Frieden überall, höchstens Krieg im Frieden. Mein Hauptmann alarmierte meinen Zug um 1 Uhr nachts zur Besetzung des Grabens, um zu sehen, wie schnell ich es mache. Es ging überraschend schnell. Der Weg zur Stellung ging durch

Sümpfe; das war übel. In Budy Stare war nun ganz und gar Friede, sogar Scharfschießen auf einem Scheibenstand. Mir machte es Spaß, daß ich persönlich in meinem Zug die meisten Ringe schoß.

Und nun auf einmal in diese schönen Tage der Befehl zum Abrücken! Wir wurden in . . . . . verladen, wohin, das wußte natürlich kein Mensch. Zweitägiger Marsch, ich vom Regimente als Quartiermacher bestimmt. Mein Oberst ist reizend zu mir. Wo er mich trifft, begrüßt er mich, ruft mich aus der Kolonne heraus, gibt mir die Hand. . . .

In den letzten Gefechten habe ich's hoffentlich gut gemacht. In alter Frische war ich vorne, und meine Leute folgten mir wie auf dem Truppenübungsplatze, geordnet und mit schönem Draufgehen, obwohl sie doch durch die letzten Tage furchtbar übermüdet waren. In der Nacht vorher lagen wir auf einem Acker auf Stroh bei 15 Grad Kälte. Mein linker Fuß ist mir erfroren; aber ich humpelte fröhlich weiter, — so ganz fröhlich ja nicht; denn ich hatte grausame Schmerzen. Das waren vier bittere Nächte. Von Duszymin aus begann der Angriff. Wir kamen in den Rücken des Feindes durch einen Nachtmarsch über Sümpfe, Erlenbüsche und Seen. Aufregend, sage ich Ihnen, Seitengewehr aufgepflanzt nach dem Befehle des Obersten: „Entweder wir siegen, oder mein Regiment geht zugrunde!" Am andern Morgen begann der Angriff, und wir warfen den Feind bis auf die Höhen nördlich Prasnysz zurück. Vor Krzynowloga Wielka hielt er erst stand. Bei dem ersten scharfen Feuer ließ ich meinen Zug, der ausgeschwärmt war, in Gruppen wellenförmig sich fortbewegen; als das Feuer geringer wurde, gab ich das einfache Kom-

mando: „Marsch!“ und wir marschierten langsam vor; aber auf der Ebene vor Kaki Mroczki wurde die Geschichte brenzlich. Im Laufschritt immer so 300 meterweise vorwärts. Mir ging beinahe die Puste aus. Hinter einer Scheune machten wir Halt. Immer mehr Truppen kamen an. Meine Kompagnie hatte die Flankendeckung. Mein Hauptmann war bei mir. Ich sagte ihm: „Herr Hauptmann, wir müssen vor; der Feind hat uns bemerkt.“ Schnell vor in ein anderes Gehöft, und da schlägt auch schon eine Granate mit Brennzünder in die Scheune, und alles steht in Flammen. Es war höchste Zeit. Das ging Schlag auf Schlag; Schrapnells und Granaten folgten mit unheimlicher Schnelligkeit aufeinander. Nun vor an den Erlenbruch, gruppenweise, mein Hauptmann mit mir vorne. Bei diesen 200 Metern bekamen wir Flankenfeuer von links und rechts, von vorn Artilleriefeuer. Ich kam mir vor, als befände ich mich in einem Hornissenschwarme. Aber laufen konnte ich, das sage ich Ihnen, trotz meines kranken Fußes; aber ich lief nicht aus Angst; es war ja nach vorne! Und dort vorne wurde die Sache nachher ungemütlich; denn unsere Artillerie konnte nicht ahnen, daß wir so schnell vorwärtskamen. Es ist deprimierend, wenn man sich vor dem eigenen Artilleriefeuer etwa 500 m zurückziehen muß. Ein Bote wurde zurückgesandt, und dann ging's wieder vor. Wir machten Gefangene, z. T. Überläufer, aber auch durch unsern schnellen Angriff, der dieses Mal wirklich im Sturme vor sich ging. Es war ein schöner Anblick; hinter uns das brennende Dorf, die Flammen sich in den Himmel bohrend, vor uns und zur Seite die angreifende Truppe, unter „Wölkchen“ sich fortbewegend.

Plötzlich ein schönes Bild: Eine russische Kompagnie kommt aus dem Graben hervor, sammelt sich, steht still; der Führer tritt vor, salutiert und wird gefangen abgeführt. Die Russen haben sich auf Prasnysz zurückgezogen; wir folgen bis auf die Höhe. Dort bot sich uns ein wunderbares Bild: Eine weite Ebene, ringsum von Bergen eingeschlossen, im Hintergrunde, nur 6000 m entfernt, Prasnysz. Wir lagen, unseres Tagewerkes froh, auf der Höhe, wieder in kalter Nacht. Ein Mitleutnant und ich gehen nach vorn, um durchs Scherenfernrohr das neue „Schlachtfeld" zu beobachten. Da kommt zu uns ein fremder Offizier und reicht uns ein Glas Porter. „Ich habe gehört, daß die Herren vom Regiment . . schon seit mehreren Tagen nichts mehr bekommen haben." Das schmeckte, gewürzt durch die herrliche Liebenswürdigkeit dieses echten Kameraden. Wir hatten tatsächlich einige Tage fast nichts gegessen. Brot war nur wenig da, und das wenige war im Tornister gefroren, so daß die Leute es tatsächlich mit der Beilpicke auseinanderschlugen. Das Wasser in der Feldflasche war zu Eisklumpen geworden. Ich hatte noch Wurst. Die teilte ich mit andern. Meine Schokolade, die ich in großer Menge durch die Liebenswürdigkeit meiner Freunde besitze, hatte mein Bursche bei der großen Bagage gelassen, wo sie wirklich gut aufgehoben ist; denn ich habe sie schon seit Budy Stare nicht mehr gesehen. Jetzt ist die Not vergessen. Man vergißt ja sehr leicht trübe Stunden; nur dann erst, wenn man Zeit zum Denken bekommt, erkennt man mit erschreckender Deutlichkeit, was und wie es gewesen. Diese Nacht träumte ich im warmen Zimmer von meiner Mutter. Sie lebte noch, und ich war bei ihr. Wir erzählten

uns allerlei Schönes, bis Kanonendonner aus den Haubitzen hier links zur Seite mich zur Wirklichkeit zurückschreckte. Und die Wirklichkeit kommt heute mittag besonders hart wieder. . . . . . Wir Infanteristen werden den Reitern die Kastanien aus dem Feuer holen. So ist's ja befohlen zum Wohle des Ganzen. Ganz gewiß ist es nicht angenehm, für einen andern Truppenteil, der das Lob einheimst, die Hauptarbeit zu machen. Die Infanterie steht, und sicher unser Regiment! Wir hörten das Lob von andern: „Wie die ..er gehen wir nicht vor!" Ich freue mich, in einem solchen Regimente zu dienen, das eins der tapfersten im Kriege ist. Die Uckermärker sind willig, die Berliner — es sind eine ganze Menge darunter — nicht weniger. Sie ertragen furchtbare Strapazen mit einer Geduld, die herrlich zu nennen ist. Der Geist des Ganzen ist famos. Alle lieben das Leben. Sie denken an Frau und Kind, zu denen sie sich zurücksehnen. Das ist schön und groß und natürlich; im Gefechte bricht sich dann aber doch der Wille Bahn: „Wir wollen und müssen den Feind niederwerfen!"

Hoffentlich sehen wir uns wieder, wann, das weiß der liebe Himmel.

Bahnhof Goslarshausen, den 17. 3. 1915.

R.

. . . In den letzten Wochen habe ich viel erlebt. Darüber nächstens mehr. Am 15. früh wurde ich bei einem Sturmangriffe ganz leicht verwundet, linkes Bein Streifschuß, rechtes Bein ein klein wenig tiefer. Ich gedenke, in vierzehn Tagen den Russen es wieder heimzuzahlen. . . .

Konitz, den 22. 3. 1915.
G.

..... Ich blieb über Nacht in Lazniki bei einer freundlichen Bauernfamilie. Die Truppe wurde abends verladen; ich reiste am andern Tage mit dem „Ergänzungszuge" nach bis Willenberg in Ostpreußen. Dort folgten bald lange Märsche und wilde Kämpfe; bei Jednorozek wurde ich ganz leicht verwundet. Vielleicht komme ich noch nach Berlin, um zu erfahren, wo sich mein Regiment jetzt befindet, und dann geht's wieder zur Front. Hätten wir doch den Feind niedergerungen! Aber der Russe hat ungeheures Menschenmaterial und als Freund — den amerikanischen Geschäftsbluthund. Unsere Gefangenen hatten fast alle neue Gewehre.

Konitz, 26. 3. 1915.
T.

Ich bin noch immer im Kriegslazarett. Die Wunden an beiden Oberschenkeln durch Schrapnellkugeln sind schnell geheilt, doch ist der Frost an beiden Füßen zum Durchbruch gekommen. An Schlaf ist nicht zu denken, und alle Schlafmittel helfen meinem nervösen Körper nichts. Nichtsdestoweniger verlasse ich in einigen Tagen Konitz, um im Felde wieder Ruhe zu finden. Sie glauben gar nicht, wie ruhig ich gerade in der gefährlichsten Situation sein kann. Dann finde ich mich wieder. Bei Praßnitz wurde ich leicht verwundet — bei dem jetzt viel genannten Jednorozek ist unser Schlachtfeld. — Ich mußte bei 15° Kälte in einer Ackerfurche, dürftig mit Stroh zugedeckt und in meine Decke gehüllt, zu schlafen versuchen. Der linke Fuß ist mir dabei „beinahe" erfroren. Nichtsdestoweniger machte

ich den Angriff immer als erster vorne— meine Leute behaupteten, sie hätten mir kaum folgen können — bis zum guten Ende mit. — Die Küchen konnten unserm schnellen Vorgehen nicht folgen, oder es war nicht möglich, sie in den Feuerbereich zu ziehen. So mußten wir uns manche Tage mit frugalem „Eis-Brot", — wenn wir welches hatten — begnügen. Mit einer Himmelsgeduld ertragen diese Uckermärker und Berliner unendliche Strapazen. Im allgemeinen aber ist die Verpflegung vorzüglich, und die Liebe, mit der uns die Heimat umgibt, läßt manche Strapazen vergessen.

Konitz, Borromaeusstift. (Poststempel: 27. 3. 1915.)

S.

Liebe Freunde, meine Heilung verzögert sich doch etwas, leider. Ich wäre sehr gern recht bald zur Front zurückgekehrt. Wir werden jetzt so nötig gebraucht. Meine Füße müssen noch durch elektrische Massage bewegungsfähig gemacht werden. Die Schwellung ist nur noch minimal, und die Schußwunden machen gar keine Beschwerden mehr. Nur Schlaf! Es müssen mir sehr starke Dosen gegeben werden, um die nächtlichen Fußschmerzen zu betäuben. Aber es ist schon besser. Nach Berlin komme ich bestimmt, da ich mich bei den Fliegern einschreiben will.

Aus einem Brief an die Geschwister.

Neuruppin, 19. 4. 1915.

Gestern morgen meldete ich mich bei den Fliegern in Berlin, konnte aber nicht angenommen werden, weil ich drei Jahre

zu alt bin. Nur Herren zwischen 20—30 Jahren werden als Fliegeroffiziere eingestellt.

(Nach einem kurzen Erholungsurlaub ging Gottfried Sender wieder an die Front. D. H.)

18. 5. 1915.
S.

.... Gestern kehrte ich zur Truppe zurück, auf besonderen Wunsch der Division wieder dem Regimente zurückgegeben. Meine Kompagnie freute sich; vorläufig bin ich ihr Führer. Wir liegen im hellen Sonnenscheine — bisher soll's sehr kalt gewesen sein — vor Szawle, seitwärts. Die Fahrt hierher war sehr interessant.

Gilwicze-Nord, 26. 5. 1915.
S.

Liebe Freunde, Sie lesen im Berichte des Hauptquartiers die kurze Mitteilung: „In der Gegend von Szawle wurden nächtliche Angriffe abgewiesen." Gleich am 2. Tage meiner Ankunft bei der Truppe hatte ich Gelegenheit mitzuhelfen, die sprichwörtliche Redensart „dem Feinde die Stirne bieten" zur Wirklichkeit zu machen. Bei der Division erfüllte man sofort meinen Wunsch, mich wieder zu den ... zu schicken. Die Fahrt von Küstrin bis zum Sitze der Division war eine Fahrt mit Hindernissen, sehr oft kurzweiliger, zuweilen aber auch langweiliger Art. Darüber vielleicht später. Vom Regiment wurde ich zum Kompagnieführer der 9. Kompagnie, zunächst vertretungsweise, ernannt. Mein Hauptmann ist krankheitshalber beurlaubt. Das Bataillon lag ausgedehnt auf den Höhen

von Gobryale-Powiecki. Die Stellung sollte nur eine kurze Verteidigungsstellung sein. Der Feind kam nicht. Er sollte herbeigelockt werden. Einer meiner Zugführer machte eine Patrouille ins Vorgelände, um aufzuklären. Plötzlich Befehl: „Die Stellung wird gehalten!“ Der Feind ist im Anmarsch. Auf 700 m lasse ich das Feuer eröffnen. Ich stehe mit dem Gewehr in der Reihe meiner Leute. Die Stellung ist nicht ausgebaut, kein Drahtverhau, sehr dünn besetzt: mit 100 Mann beinahe 2 km, voll toter Winkel. Aber diese toten Winkel werden lebendig durch den Feind, sie sind gefährlich für die Truppe. Der Feind rückt mit Übermacht heran, ausgeschwärmt. Wir stehen schußbereit. Um 5 Uhr beginnt sein Angriff. Das Dorf Powiecki wimmelt. Wo ist unsere Artillerie? Kein Schuß fällt. Nun, dann auf eigene Kraft. Ich bitte um Verstärkung. Es ist keine Reserve da. Endlich bekomme ich 2 Gruppen von der . . Kompagnie zur Hilfe. „Unteroffizier, beobachten Sie durchs Glas!“ „Herr Leutnant haben ihn getroffen.“ Der Unteroffizier trifft den Mann daneben. Die Russen sollen kommen. Immer näher rückt der Feind, immer größer wird die Spannung. Es wird Nacht. Ich lasse die Leuchtpistole in Tätigkeit treten, aber es sind nicht genug Leuchtpatronen vorhanden. Wie ist's mit den Patronen? Die Zugführer sollen für Ersatz sorgen. Ersatz ist da. Der Feind macht einen Sprung. Der tote Winkel ist ihm Schutz. Aber er muß aus der Senke. „Seitengewehr pflanzt auf!“ Die Russen springen vor in mehrfacher Überzahl. Ich kommandiere „Schnellfeuer“. Mit „Hurra“ stürzen die Russen vor. Heraus, was die Flinte geben kann. Eine Patrone erleuchtet das Vorgelände taghell.

„Dort liegen sie ja.“ „Gebt ihnen Helgoland!“ ruft ein anderer. Ich verbrenne eine Hand am Lauf. Schadet nichts. Der Angriff ist abgeschlagen. Die Russen lassen viele Tote zurück. Aber es war ihnen gelungen, auf 60 m heranzukommen und sich einzugraben, trotz rasendsten Schnellfeuers. So liegen sie uns auf 60 m gegenüber. Unerträglich. Sie ergänzen sich aus der Senke. Nie und nimmer hätte ich diese Stellung ausgewählt. Sie war ja allerdings auf kurze Verteidigungsstellung berechnet, aber die Verhältnisse haben sie zu einer Stellung, die unter allen Umständen gehalten werden muß, gemacht. Es liegen uns sibirische Scharfschützen gegenüber. An einem Tage habe ich acht Tote. Dem Mann neben mir wird der Schädel abgerissen, der Unteroffizier rechts von mir erhält einen Streifschuß am Kopf. Ich bleibe verschont. Am andern Tage erhalte ich den Befehl, die Russenstellung zu säubern. Ich sehe das Unmögliche der Ausführung ein: die Truppen ermattet, auf 150 m stehen 5 Mann, ihnen gegenüber 50. So auf der ganzen Front. Ein Sturmangriff ist der sichere Tod. Es wäre nur möglich, wenn die Kompagnie links seitlich von mir umschwenkte, aber auch dann ist's ein Wagnis. Ich melde dem Bataillon die Unmöglichkeit. Alle Vorhaltungen nützen nichts. Gut, die Kompagnie stürmt. Ich weiß, nur meine Leiche werden die Leute retten, und ihre Wut wird ihre Kraft stärken. So will ich mich opfern. Schon bin ich im Begriffe, die Brüstung als Erster zu überklettern, da kommt atemlos die Ordonnanz: der Sturm soll angehalten werden. Eine Viertelminute weiter, und ich war verloren, Hauptsache: meine Kompagnie war gerettet. Jetzt ist alles glücklich,

daß ich die Sache durch meinen Einspruch verzögerte. Man sah die Richtigkeit meiner Anschauung ein.

Es folgten böse Stunden. Darüber ein ander Mal. Für heute herzlichen Gruß.

Aus der Repräsentantensitzung der jüdischen Gemeinde zu Berlin.

(Nach dem Bericht im Gemeindeblatt Nr. 7, 1915.)
Sitzung vom 6. Juni 1915.

Der Lehrer an der Lehrerbildungsanstalt der jüdischen Gemeinde, Leutnant der Reserve Herr Gottfried Sender, dem, abweichend von den allgemeinen Bestimmungen über die Weiterzahlung des Gehalts an zum Heeresdienst eingezogene Gemeindebeamte, die Weiterzahlung des vollen Gehalts bewilligt worden war, hat in einem Schreiben an den Gemeindevorstand auf diese besondere Vergünstigung verzichtet. Der Vorsitzende verliest dieses Schreiben: „Dem Vorstand der jüdischen Gemeinde danke ich ergebenst für die wohlwollende Prüfung der Anregung des Schul- und Talmud Torah-Vorstandes, mir mit Rücksicht auf mein militärisches Verhalten während des Krieges das Friedensgehalt unverkürzt weiterzuzahlen. So sehr ich ein solches Entgegenkommen der Gemeindebehörden zu würdigen weiß, so bedauere ich doch außerordentlich, davon keinen Gebrauch machen zu können, da ich als Soldat nur meine Pflicht getan habe und daher keine Bevorzugung, die außerhalb des Beschlusses der Repräsentantenversammlung liegt, beanspruchen darf. Ich bitte ergebenst, dem Schulvorstand und der Repräsentantenversammlung meinen Dank auszusprechen und von meinem Entschluß Kenntnis geben zu wollen."

Der letzte Brief an die Geschwister.

Trawlany (Szawle), den 4. 6. 1915.

Liebe Geschwister, heute ist's draußen ruhig, doppelt wohltuend nach all den furchtbaren Tagen der vergangenen

Woche. Da will ich ein wenig mit Euch plaudern. Es geht zum Abend hin. Freitagabend. Wir haben ihn manchmal schöner durchlebt. Aber jetzt in der Trennung — in einigen Stunden kann sie ewig werden — da empfindet man das gemeinsam Bindende. Die Leute neben mir summen in ihren Unterständen Heimatlieder. Der Kuckuck ruft. Tagsüber zwitschert über mir die Lerche ihr Lied. Friedhofsmusik. Als Kind konnte ich stundenlang am Friedhofe in Tholey ihrem Trillern lauschen. Der Kanonendonner läßt unser Lied verstummen; die Vögel singen weiter. Nur die Menschen führen Krieg. Als Naturkenner weiß ich wohl, daß auch die Tiere und Pflanzen Krieg führen. Man nennt ihn für gewöhnlich den Kampf ums Dasein. Nicht philosophieren!

Aber Ihr wollt sicherlich etwas von meinen Erlebnissen der letzten Woche wissen. Nach einigen Irrfahrten erreichte ich am 17. 5. mein Regiment. Die Division erfüllte sofort meinen Wunsch, zu den . . zurückzukehren. Ich wurde Kompagnieführer der . . Kompagnie. Und dann kam am 21. Mai der Angriff der Russen. Nur mit 100 Mann schlug ich die zehnfache Überzahl zurück in einer Stellung, die nicht einmal befestigt war, weil sie nur kurze Verteidigungsstellung sein sollte. 70 m vor uns konnte der Feind sich festsetzen. Hinter Toten grub er sich ein. So lagen wir uns bis zum 26. gegenüber. Wir hielten stand, obwohl wir an einem Tage 10 Mann verloren. Aber wir hatten auch dem Gegner furchtbare Verluste beigebracht mit Handgranaten und Gewehrgranaten und mit so schönen Dingen mehr. Am 26. nun war es den Russen gelungen, bei einer andern Kompagnie durchzubrechen, und da mußten wir zurück, nach-

mittags 3^{45} Uhr, am hellichten Tage. Schon hatte ich einen Teil meiner Kompagnie gerettet, da stürmten die Russen vor; ich konnte noch gerade entweichen. 100 m hinter mir die Russen. Ein Schuß durchbohrte meinen Rockärmel und verbrannte den linken Oberarm leicht. Wir durchwateten einen Erlenbruch; die Russen folgten nicht energisch genug, und wir waren gerettet. Von meiner Kompagnie ist wenigstens noch die Hälfte entkommen, und nur 3 km weiter stellten wir uns ihnen entgegen. Trotz ihrer Überzahl wagten sie zunächst nicht, uns anzugreifen. Jetzt mögen sie kommen. Die Stellung ist durch Drahtverhaue usw. derart befestigt, daß wir mindestens einer 20 fachen Übermacht standhalten können. Ich halte fest. Gestern haben sie uns derart mit Schrapnells und Granaten überschüttet, daß man glauben konnte, kein einziger entgehe dem Höllenfeuer, doch nur 2 Mann blieben tot. Meine Kompagnie ist durch neuen Ersatz verstärkt worden. Mögen die Russen kommen! Wie die Wilddiebe huschen meine Leute durch den Graben und knipsen die Russen ab. Wir werden ihnen Eisen zu fressen geben, daß ihnen der Appetit vergehen wird. Auf den Bäumen im Walde nisten sie sich ein. Einige Salven, und sie verstummen, hoffentlich für immer! . . . .

Immer drauf! Wozu den Tod fürchten? Solange ich draußen bin, solange schaue ich ihm unverzagt entgegen. Bin ich wieder daheim, dann werde ich ihn zwar auch nicht fürchten, aber dann wollen wir uns zusammen des Lebens erfreuen. Leider kann unsere Mutter nicht mehr bei uns sein.

Gebt diesen Brief weiter an alle Geschwister; ich kann

so viel nicht allen schreiben, so gern ich wollte; ich denke darum Euer aller nicht weniger herzlich.

Euer treuer

Gottfried.

Die letzte Patrouille.

Vor Szawle, 6. 6. 1915.

T.

Wegen einer Lymphgefäßentzündung, auf Deutsch Blutvergiftung, bin ich auf drei Tage zur Regimentsverbandstelle „beurlaubt". Direkt aus dem Schützengraben heraus. Zuerst wollte ich nicht. Aber der Daumen erinnerte mich immer deutlicher daran, daß er unangenehme Beziehungen zum übrigen Körper unterhalte. Die Eiterung griff immer weiter um sich. Der Major meinte zwar, er könne mich vorne nicht entbehren, ich sei eine seiner Hauptstützen. Aber so „groß" denke ich persönlich von mir keineswegs. Ich habe die Entzündung infolge einer Verletzung beim schnellen Laden des Gewehres bekommen. Bei einer Patrouille. Die war übrigens sehr interessant und ist erzählenswert. . . .

Die Russen zogen ungeheure Verstärkungen heran, und es war von Wichtigkeit, festzustellen, ob Gut Gilwicze-Süd bereits vom Feinde besetzt sei. Es gingen 4 bis 5 Unteroffizierspatrouillen, vom Bataillon gesandt, ab, um die Nähe des Feindes festzustellen. Resultat: die widersprechendsten Meldungen. Da entschloß ich mich, von Trawlany ausgehend, die Patrouille selbst zu machen. Mit 5 Mann zog ich los, immer am Waldrand hinschleichend, doch so, daß ich vom Wege aus nicht gesehen werden konnte. Da

knackt es in den Zweigen. Wir sind im Moos verschwunden. Es wird still. Also war's doch nichts. Das Feuer links kommt immer näher. Die Leute werden ängstlich, mahnen leise. „Weiter, mir folgen." Ich muß feststellen, was auf dem Gute ist. Endlich, endlich, nach bangen Minuten stehe ich gegenüber dem Eingange. Doch was sehe ich; das Blut erstarrt mir in den Adern. Auf der anderen Seite des Weges, 100 Schritte bereits hinter mir, im Gebüsche verschwindend, feindliche Schützenlinien, dahinter Kompagniekolonnen, ich also schon im Rücken des Feindes. Ich beobachte ihr Vorgehen, stelle Stärke und die Richtung ihres Vormarsches fest und verschwinde im Walde. Etwa 1 km durch Gestrüpp, das mir die Hände blutig reißt, im Eilschritt. Ein Teil bleibt am Wege, ich am weitesten rechts, nur noch einer ist bei mir. Einen Moment will ich verschnaufen. Da plötzlich: „Halt!" (nicht einmal „stoj") kommen 10 Schritte vor mir, uns beide umstellend, 10—12 Russen. Der Führer legt sein Gewehr an, wir sehen uns einen Moment starr an, ich entsichere, lege an, bin schneller und knalle ihn nieder, kommandiere, so laut ich kann: „Kompagnie, Schnellfeuer." Die Täuschung wirkt. Ihres Führers beraubt, stürzen die Kerle wie wahnsinnig davon, ich gebe Schnellfeuer hinter ihnen ab und verschwinde so eilig und schnell, wie meine ermatteten Füße mich tragen wollen. Am Wege finde ich die andern, die ganz erstarrt dem Schießen lauschten. Noch 5 Minuten Lauf, und wir waren gerettet. Es war die letzte Patrouille. Nun liegen wir uns wieder gegenüber. Mögen sie kommen, ich empfange sie ähnlich wie am 18. Mai nachts. Leider hatte ich damals nur 100 Mann, und einen Geländestreifen

von beinahe 2 km zu verteidigen. Jetzt brauche ich mit 145 nur etwa 250 m zu besetzen. Aber für heute und morgen muß ich das Kommando meinem ältesten Leutnant überlassen (jetzt bin ich schon alter Leutnant). In 3 Tagen kehre ich zurück.

8. 6. 1915.
S.

.... Ich habe Ihnen ja wohl geschrieben, daß ich mir bei einer Patrouille eine Verletzung des Daumens der linken Hand zugezogen habe, und daß sich daraus eine Lymphgefäßentzündung — Blutvergiftung — entwickelt hat. Da die Sache schlimmer wurde, mußte ich auf Befehl des Arztes meine Kompagnie verlassen und bei ihm Wohnung nehmen. In 2 bis 3 Tagen hoffe ich wieder zur Truppe zurückkehren zu können. Im übrigen geht's mir gut. ....

Gut Gryszkiszki, nahe Szawle, 9. 6. 1915.
S.

Für einige Tage bin ich außer Gefecht gesetzt, da die Wunde nicht heilen will und Ruhe dazu gehört. Aber ich höre den Kanonendonner und schlafe am Wegrain. Heute erledige ich Kompagnieführergeschäfte, die inneren Angelegenheiten. Es gibt tausend Dinge zu regeln.

Leben Sie wohl und seien Sie herzlich gegrüßt.

9. 6. 1915.
P.

.... Es liegen schwere Tage hinter mir. Meine Kompagnie liegt augenblicklich im Gefechte; ich selbst bin leider außer Gefecht gesetzt. Die Wunde will gar nicht heilen.

So benutze ich die freie Zeit, um wichtige Kompagniegeschäfte zu erledigen. Als Führer meiner früheren Kompagnie bin ich glücklicherweise mit den Verhältnissen ziemlich vertraut. Im übrigen aber geht's mir gut. Wir liegen kurz vor der Eisenbahnlinie Libau-Szawle, und es stehen uns noch bittere Kämpfe bevor. Mich sollen sie gewappnet finden. . . .

Soldatentod, Soldatengrab.

(Briefe an den Bruder.)

Kurowski, 16. 6. 1915.

Werter Herr Sender,

verzeihen Sie, daß ich ziemlich unvermittelt Ihnen eine Nachricht bringen muß, die Sie betrüben wird. Doch werden Sie, der Sie doch selbst Soldat sind, also auch Soldatenlos sich stets vor Augen halten mußten, mit Fassung das Schwere vernehmen.

Ihr lieber Bruder, Herr Leutnant der Reserve Gottfried Sender, der, wie immer, auch zuletzt ein leuchtendes Beispiel seiner Unerschrockenheit gab, ist uns am 13. 6. 15 jäh entrissen worden. Ein Kopfschuß hat dem kühnen Führer ein rasches Ende bereitet.

Er ist nicht das einzige Opfer an Offizieren, das die Kompagnie in den letzten schweren Tagen bringen mußte. Ihrem tapferen Führer voraus gingen zwei junge Leutnants von der Garde, die erst ganz kurze Zeit bei uns waren. Am 11. 6. 15 fiel Herr Leutnant E., am 12. Herr Leutnant D., am 13. 6. Ihr lieber Bruder. Alle drei ruhen sie, von uns mit Trauer bestattet, im Garten

des Gutes Gryszkiszki. Jeder hat eine Gruft für sich; doch deckt sie ein gemeinsamer Grabhügel.

Eine beigelegte Skizze zeigt den Ort der Grabstätten. Ein großes Birkenkreuz nennt die Namen der Helden, die auch bei uns nicht vergessen werden.

Th., Offiziers-Stellvertreter.

Eine Photographie der Ruhestätte folgt nach.

25. Juni 1915.

Sehr geehrter Herr Sender,

gestatten Sie mir, Ihnen zu dem schweren Verluste, der Sie und Ihre Angehörigen durch den Tod Ihres Bruders, meines verehrten Kameraden, betroffen hat, mein aufrichtigstes Beileid auszusprechen. Der Feldwebel unserer Kompagnie hat Ihnen schon das Nähere mitgeteilt. Ihr Bruder fiel durch Kopfschuß, so daß Sie und wir die Beruhigung haben können, daß er nicht lange zu leiden hatte; er ist gleich tot gewesen. Neben den beiden andern Offizieren der Kompagnie, die an den beiden Tagen vor seinem Tode fielen, ist er von uns bestattet worden. Wie angesehen und beliebt unser als Mensch, wie als Soldat gleich ausgezeichneter Kamerad bei Vorgesetzten, Kameraden und Mannschaften war, kann ich Ihnen kaum beschreiben. Die Kompagnie wird ihn nie vergessen.

Ihr sehr ergebener Sch.,
Leutnant der Reserve und Kompagnieführer.

Kurland, den 16. 7. 1915.

Werter Herr Sender,

gerne bin ich bereit, Ihnen, so weit ich's selber weiß, über den Tod Ihres lieben Bruders mehr zu berichten.

Bei Sturm im Walde bei Cupry, westlich Szawle, ging der Verblichene mit gewohnter Tapferkeit als leuchtendes Beispiel für seine Kompagnie vor. Obwohl er wegen einer Entzündung am Daumen der einen Hand eigentlich noch revierkrank war, hat er sich doch nicht halten lassen, das Kommando seiner Kompagnie wieder selbst zu übernehmen, nachdem der eine seiner Offiziere gefallen war. Ich habe mich noch, kurz bevor er sich zur Front begab, von ihm verabschiedet. Ich hatte am 11. 6. einen Bleischuß ans linke Knie bekommen und war auf dem Wege zum Verbandplatze. Er ließ sich nicht abhalten, obwohl ich ihn auf den kranken Finger aufmerksam machte, der ganz und gar nicht für ein Handgemenge zu gebrauchen war. Wir schieden mit einem Händedrucke. Ich hoffte, ihn bald wieder zu sehen. Leider zu bald sollte dieser Wunsch in Erfüllung gehen, und doch so ganz anders!

Wir vermissen ihn sehr, der uns allen mit seiner heitern, freundlichen Weise stets ein guter Kamerad war. Rasch brachte der Kopfschuß, der ihn traf, dem unerschrockenen Stürmer den Frieden.

Der Bursche H., der jetzt der meinige ist, barg zusammen mit einem Krankenträger den Leichnam seines gefallenen Herrn.

Beiliegend eine neue Photographie. Ein Holzsarg konnte leider nicht beschafft werden, da wir jeden Augenblick weiter gehen konnten.

Mit herzlichem Gruß

Th., Offz.-Stv.

Aus dem

Nachruf des Herrn Dr. Gutmann,

Direktors der jüdischen Lehrerbildungsanstalt zu Berlin.

(Blätter für Erziehung und Unterricht Nr. 28, 1915.)

Am 13. Juni hat Herr Seminarlehrer

Gottfried Sender

von der jüdischen Lehrer-Bildungsanstalt in Berlin in einem Kampfe im Osten den Tod gefunden.

Mit ihm ist ein edler Mensch, ein kenntnisreicher, tüchtiger Lehrer, ein treuer Diener seines Vaterlandes dahingegangen. Seine Kollegen und Freunde trauern um den liebenswerten Menschen, liebenswert wegen der seltenen Geradheit seines Wesens und Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, wegen seiner vorbildlichen Treue und Anhänglichkeit. Größer noch, in gewissem Sinne unersetzlich ist der Verlust für die Anstalt, an der er tätig gewesen ist. Herr Sender hatte nicht nur die für Seminarlehrer vorgeschriebenen Prüfungen abgelegt, er hatte auch die Reifeprüfung an einer Oberrealschule bestanden und während seiner Tätigkeit am Seminar in Münster i. W. umfassende naturwissenschaftliche Studien an der dortigen Universität getrieben, und das mit einem solchen Erfolge, daß er den Leiter der Übungen des botanischen Universitätsseminars in einem Falle der Verhinderung mehrere Wochen vertreten konnte. Diese Studien betrieb er auch in Berlin weiter, wo ihm Gelegenheit gegeben war, in einem Laboratorium der Universität selbständige Forschungen über das Leben der Pflanzen anzustellen. Und wie es ihm selbst ein Bedürfnis war, aus eigener Kraft in die Geheimnisse der Natur

einzudringen, so leitete er auch seine Schüler zu selbständiger Beobachtung an. In jeder Woche machte er mit ihnen wohl vorbereitete Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung Berlins, die in erster Linie wissenschaftlichen Zwecken dienten. Ebenso groß wie dieser bildende, war aber auch der erziehliche Einfluß, den er auf seine Schüler ausübte durch sein wissenschaftliches Streben, die Freundlichkeit seines Wesens, den Ernst seiner Lebensauffassung. Und was konnte gerade in dieser Hinsicht erst nach dem Kriege von ihm erwartet werden? Sein Wesen hatte sich noch vertieft, sein Charakter war noch reifer geworden. Geschmückt mit den schönsten Ehrenzeichen, die im Kriege erworben werden können, galt er mit Recht in den Augen der Schüler als ein Held, und sie waren mehr noch als sonst geneigt und willig, sich ihn zum Vorbild zu nehmen. Nun sind diese schönen Hoffnungen vernichtet, so viel Herrliches und Edles lebt nur noch in der Erinnerung derer fort, die Gottfried Sender gekannt und geliebt haben.







